

Burgenliteratur und Burgenforschung

Autor(en): **Erb, Hans**

Objektyp: **ReferenceList**

Zeitschrift: **Schweizerische Zeitschrift für Geschichte = Revue suisse d'histoire = Rivista storica svizzera**

Band (Jahr): **8 (1958)**

Heft 4

PDF erstellt am: **11.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

SAMMELBESPRECHUNGEN BULLETIN BIBLIOGRAPHIQUE

BURGENLITERATUR UND BURGENFORSCHUNG*

VON HANS ERB

Volkstümliche Literatur

Die Höhenburgen auf Hügeln, Bergvorsprüngen und Felsköpfen und die Wasserburgen der Niederungen sind seit jener Zeit, wo sie von den Romantikern in beschwingten Worten und mit zartem Pinsel verherrlicht wurden, die volkstümlichsten Denkmäler des Mittelalters geblieben. Von dieser Epoche allein soll im folgenden die Rede sein.

Als Akzente in der Landschaft werden sie von J. J. Hottinger schon in der Einleitung zum ersten gesamtschweizerischen Burgenwerk gepriesen, das den vielsagenden Titel trägt: Die Schweiz in ihren Ritterburgen und Bergschlössern historisch dargestellt von vaterländischen Schriftstellern (Chur 1828): «Unter den mannigfachen Schönheiten der Schweiz behaupten die romantischen Burgtrümmer nicht den letzten Rang. . . Von jedem Felsengipfel starren dem Wanderer diese Zeugen der untergegangenen Kraftwelt und des wilden Lebens früherer Jahrhunderte entgegen.»

Etwas von dieser Sehnsucht nach den «wunderbaren Schlössern» (Tieck)

* In dieser Sammelbesprechung werden folgende Abkürzungen verwendet:

- ASA = Anzeiger für schweizerische Altertumskunde.
BH = Baselbieter Heimatbuch, hg. v. der Kommission zur Erhaltung von Altertümern des Kantons Basel-Landschaft.
BZGA = Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde.
NBV = Nachrichten der Schweiz. Vereinigung zur Erhaltung der Burgen und Ruinen.
NZZ = Neue Zürcher Zeitung.
SBB = Schriftenreihe der Basler Burgenfreunde.
SZG = Schweizerische Zeitschrift für Geschichte.
VIBI = Veröffentlichungen des Internationalen Burgenforschungs-Institutes Burg Rapperswil/Schweiz.
ZN = Zuger Neujahrsblatt, hg. v. der Geimeinnützigen Gesellschaft des Kantons Zug.
ZSAK = Zeitschrift für Schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte.
ZSG = Zeitschrift für Schweizerische Geschichte.

ist auch in den uns vorliegenden *regionalen Burgenheften*, die ohne wissenschaftlichen Anspruch geschrieben wurden, zu spüren. *Walter Laederach*, Herausgeber der Schweizer und Berner Heimatbücher, erzählt in seinen *Bernischen Burgen und Schlössern*¹ mancherlei — das Interessanteste wohl über die nachmittelalterlichen Landsitze des Patriziats und die Landvögte des Ancien Régime. Er erinnert daran, daß Burgen und Schlösser auch in den Werken von Gotthelf, Jakob Frey, J. V. Widmann, C. F. Meyer und Rudolf von Tavel weiterleben. Weil das Bändchen in Bild und Wort auf so ansprechende Weise wirbt und Freude bereitet, sei dem Verfasser verziehen, daß er derart grundverschiedene Baudenkmäler wie den mittelalterlichen Wehrbau und die spätern Patriziersitze überhaupt in ein Heft zusammenzieht, ohne sie, auch in Bild und Grundriß, nachdrücklich voneinander zu unterscheiden.

Daß Literaturangaben zu den einzelnen Burgenbeschreibungen und Pläne — die allein ein Zurechtfinden auf den Ruinenplätzen und das Studium der Baugeschichte ermöglichen — dem durch Federzeichnungen und Übersichtskarten bereicherten I. Band des *Schweizer Burgen-Führers* von *C. A. Müller*² fehlen, ist ein Nachteil dieses sonst so gefreuten Taschenbuches. Es führt den historisch interessierten Wanderer von Burg zu Burg, ja selbst auf die Ruinenplätze ohne sichtbare Reste; es erzählt das Wesentliche von den einstigen Burgbewohnern, von Renovationen und Ausgrabungen. Schade, daß es bisher bei diesem einen, nordwestschweizerischen Band geblieben ist. Der gleiche Verfasser hat auch eine *Kleine Basler Burgenkunde*³ geschrieben, in der er am Basler Beispiel einen Gang durch die Adels- und Territorialgeschichte unternimmt und bauliche Fragen antönt, ohne allerdings über das allgemein Bekannte hinauszugehen. Aufschlußreiche Grundrisse, die sogar mit Nordpfeil und Maßstab versehen sind, fehlen diesmal nicht.

Erfüllen die genannten Werkchen das, was sie versprechen, so kann Gleiches von *H. von Cabogas* *Burgenkunde, Die mittelalterliche Burg im Süden und Westen des deutschen Sprachgebietes*⁴ nicht gesagt werden, und zwar auch dann nicht, wenn man berücksichtigt, daß es der Verfasser «zur Unterrichtung des Laien und der Jugend» bestimmt hat. Wie wichtig wäre es doch, wenn das längst vergriffene und inhaltlich z. T. überholte Göschenbändchen *Abriß der Burgenkunde* aus der Feder des großen Systematikers in diesem Wissensgebiet, *Otto Piper*, endlich ersetzt würde. Aus einem Guß, müßte eine solche kleine *Burgenkunde* das Wesentliche über die mittelalterlichen Burgen als Baudenkmäler auf Grund des heutigen Forschungsstandes darbieten. Sie sollte überlegt sein in der Auswahl, exakt im Detail und im bei-

¹Verlag Paul Haupt, Bern 1950. 32 S., 64 Taf.

²C. A. MÜLLER, *Schweizer Burgen-Führer*, Bd. 1: *Nordwestschweiz* (Basel-Stadt, Basel-Land, Aargau, Solothurn, Berner Jura). Verlag Fritz Lindner, Zürich 1946. 253 S., mit 89 Zeichnungen und 4 Übersichtskarten.

³SBB, Heft 1. 24 S., mit Zeichnungen und Grundrissen.

⁴VIBI, II. Reihe, Nr. 1., 1951. 76 S. mit 31 Abb.

spielhaften Beleg; es dürften gute Grund- und Aufrisse, es dürfte eine beschränkte Zahl von *klaren* Skizzen und photographischen Aufnahmen nicht fehlen.

Solchen Desiderata aber wird *Caboga* nicht gerecht, da er seine bunte Fülle von Angaben, Behauptungen und Verallgemeinerungen weder sinnvoll ausgewählt und gegliedert, noch prägnant formuliert oder doch genau belegt hat. Neben vielem, was mehr oder weniger zur mittelalterlichen Burg gehört, ist da von Steinmetzzeichen und Grabdenkmälern, von Morgensternen als Waffen der Kriegsknechte, von Hellebarden *und* Halbarten, vom «übermäßigen Genuß von Alkohol», von Hexengefängnissen und Folterkammern die Rede — selbst Hans Waldmann wird in seiner Marterzelle auf dem Wellenberg zitiert! Was der Verfasser in dürftigen Kapiteln über das Baumaterial, die Konservierung der Bauten, die Innenwände, Böden und Steinfiguren, über die Befehlsübermittlung und auch in einer sogenannten Kleinen Stilkunde zusammenschreibt, lohnt die Mühe einer ernsthaften Auseinandersetzung mit ihm nicht. Die Zwingeranlagen der spätern Burgenzeit und die bis zu Ende des Hochmittelalters einzige Schußwaffe, der Pfeilbogen, sind in dieser Burgenkunde mit keinem Wort gestreift, dafür gibt es auf Cabogas *mittelalterlichen* Burgen Geschütz- und Pulvertürme!

Daß die Dächer schon im 13. Jahrhundert mit Ziegeln gedeckt waren und daß «in alten Chroniken» auch von Bleiplatten für die Bedachung die Rede sei, trägt er wie anderes mit der Selbstverständlichkeit des Sachkundigen vor. Er weiß auch, daß bei der Mörtelbereitung zur Verhinderung von Frostschäden Absud von Tannzapfen zur Verwendung kam und daß die Burgen ohne Planunterlagen und Bauberechnungen erstellt wurden. Der Rezensent kann das Gegenteil nicht belegen; er fragt ganz einfach nach Quellen- oder Literaturangaben. Doch sucht er solche auf allen 76 Seiten vergeblich. Dafür stößt er im Abschnitt über die «Taktik außerhalb der Burg» (S. 63) auf folgende Sätze: «Ausfälle der Verteidiger aus den Burgen waren selten... Größere Burgen mit starker Besatzung konnten sich indes überfallartige Ausfälle... leisten... Für solche Fälle konnte nur das Burgtor benützt werden... Für kleinere Einzelaufgaben besaß nahezu jede Burg... ein Ausfall- oder Schlupfpförtchen.» Ein anderes Beispiel dafür, daß sich der Verfasser selbst widerspricht, sei zugleich als Hinweis auf die Qualität der Bebilderung beigebracht. Auf S. 11 heißt es: «Die schematische Darstellung einer Burganlage läßt sich nicht verwirklichen. Keine Burg ähnelt einer andern wesentlich.» Blättert man nun nach ein paar exemplarischen Grundrissen oder Ansichtszeichnungen, z. B. je einer typischen ottonischen, einer Stauferburg und einer Anlage des Spätmittelalters, so stößt man — drei zum Größenvergleich nebeneinandergestellte, summarische Pläne ausgenommen — lediglich auf eine schlecht gezeichnete «Burgmontage» (S. 15). Wie in einem Kinderbuch zeigt sie alles, was man sich denken kann: einen gotisierenden Palas mit romanischen Fenstern, Schildmauer, Mauer- und Tortürme, eine Schmiede und einen Küchenbau mit Aborterker, Burg-

tore mit Fallgatter und nebeneinander je eine Zugbrücke für den großen Verkehr und für die Fußgänger usf.

Es gibt natürlich in Cabogas Burgenkunde auch Abschnitte, gegen die nicht viel einzuwenden ist; kehrt man aber abschließend zum Anfangssatz seiner Darstellung zurück mit der Behauptung: «mittelalterliche Burgen sind Steinbauten», so fragt man sich ob, der Verfasser z. B. die Holzburgen auf dem sogenannten Bilderteppich von Bayeux aus dem ausgehenden 11. Jahrhundert nicht kennt, ob er nicht weiß, daß die frühmittelalterlichen und auch viele Burgen des Hochmittelalters ganz oder teilweise in Holz aufgeführt waren.

Gemessen an verschiedenen vortrefflichen Heften derselben Reihe, hätte wohl im *Kommentarheft zum Schulwandbild über die Burg*⁵ die Möglichkeit bestanden, eine volkstümliche und dennoch wohlfundierte kleine Burgenkunde zu schaffen. Obschon *E. P. Hürlimann*, der Verfasser des ersten Teiles, die wehrtechnischen Fragen in Anlehnung an ältere Literatur vielseitig beleuchtet, bleibt er allzusehr einem altbekannten Schema verhaftet, denkt in der Darstellungsart mehr an die Volksschüler direkt, statt an den Lehrer. Diesem müßte er vielschichtige Probleme zeigen, anschauliche Einzelheiten erklären, und er könnte ihn auf Quellenstellen und neuere Literatur hinweisen. Im Abschnitt über Schutz gegen List und Verrat (S. 23—28) läßt der Verfasser seiner Phantasie entschieden die Zügel schießen. Jener Stelle, wo er vom «System des Mißtrauens aller gegen alle» auf der belagerten Burg spricht (S. 27), sei ein Passus aus der allerdings erst um die Mitte des 16. Jahrhunderts geschriebenen Chronik der Freiherren von Zimmern gegenübergehalten: «Unsere vorfaren haben ainest uf den hohen bergen in iren heusern und schlössern gewonet, do ist auch traun und glauben bei inen gewest.»

Warum sind übrigens nicht die Burgen und Ruinen unseres Landes in Bild und Wort an die Stelle des blassen Idealtyps «die Burg» — auch auf dem Schulwandbild selbst — gerückt worden? Ganz abgesehen von den weltweiten Burgenkunden von *Carl Schuchhardt* und *Bodo Ebbardt*, den Werken von *Johannes Bühler* und *Hans Naumann*⁶ über die Kultur des Mittelalters, hätte schon aus *Erwin Poeschels* Bündner Burgenbuch, den Bänden von *Walter Merz* über die Aargauer und Sisgauer Burgen sowie aus dem instruktiven Aufsatz von *E. A. Geßler* über *Die mittelalterliche Burg bei Angriff und*

⁵ EMIL PETER HÜRLIMANN und RENÉ TEUTEBERG, *Burg* (Kommentare zum Schweizerischen Schulwandbilderwerk, Bild 67). Verlag Schweiz. Lehrerverein, Zürich 1950. 43 S., mit Abb. Vgl. in diesem Zusammenhang das treffliche Kommentarheft zu Bild 91: ALBERT BRUCKNER, *Turnier*. Zürich 1950.

⁶ CARL SCHUCHHARDT, *Die Burg im Wandel der Weltgeschichte*, Potsdam 1931. BODO EBHARDT, *Der Wehrbau Europas im Mittelalter*, Bd. 1, Berlin 1939. JOHANNES BÜHLER, *Die Kultur des Mittelalters*, Leipzig 1931. JOHANNES BÜHLER, *Fürsten und Ritter, Nach zeitgenössischen Quellen*, Leipzig 1928. HANS NAUMANN, *Deutsche Kultur im Zeitalter des Rittertums* (Handbuch der Kulturgeschichte, hg. v. H. Kindermann), Potsdam 1938.

*Verteidigung*⁷ aus großer Fülle das Geeignetste an kulturhistorischem Wissen für die Schweizer Lehrer bereitgestellt werden können.

*

Wie die besprochenen Übersichten über das Thema «die Burg», wenden sich natürlicherweise auch die Führer zu einzelnen Burganlagen an einen weiten Kreis von Interessenten. Es liegen Führer von vier ehemaligen Dynastensitzen und von drei Festen des niedern Adels vor⁸. Die als Habsburgerresidenz auch reichsgeschichtlich bedeutsame *Kyburg* und *Hallwil* mit ihren Vorburgen sowie der Wohnturm *Heidegg* im Luzerner Seetal sind wohl erhalten auf uns gekommen und allgemein zugänglich. Die Feste *Wädenswil* jedoch mußte unter dem Druck der Innern Orte 1557 aufgegeben werden, *Dübelstein* am Nordosthang des Zürichberges verbrannte 1611, *Montvoie* im Tal des Doubs sank offenbar im Dreißigjährigen Krieg und *Röteln* im Wiesental — ebenfalls eine Anlage mit Vorburg — in den Kriegsläufen des Jahres 1678 in Trümmer. Die Ruinen des später zur Johanniterkommende gewandelten Freiherrensitzes Wädenswil und der Rapperswiler Ministerialenburg Dübelstein⁹ sind um 1940 durch Ausgrabungen freigelegt, der Edelsitz Röteln ist baulich gesichert worden, Montvoie bleibt bis jetzt weiterm Zerfall anheimgegeben. Der Baugrund der Ganerbenburg Hallwil, die noch heute im Besitz des am Ende der Lenzburgerzeit entfreiten Gründergeschlechtes steht, konnte durch großzügige archäologische Untersuchungen erschlossen werden. Die sprachgeschichtliche Rückführung des Namens Kyburg auf Chüeburg (Kühburg)¹⁰ läßt die Vermutung zu, daß unter der hochmittelalterlichen Feste eine frühmittelalterliche Fliehburg steckt, doch könnte darüber nur der Spaten Gewißheit bringen.

Von der selbstverständlichen Beschreibung des Rundganges durch die als Museum geöffneten Bauwerke abgesehen, fällt beim Vergleich der kleinen Monographien auf, daß in fünf von sieben Fällen der Geschichte der Gründer, Besitzer und Burgbewohner mit ihren genealogischen, territorial- und rechts-

⁷NBV, 1935. S. 95—100, mit Abb.

⁸ANTON LARGIADÈR, *Die Kyburg*. Verlag der Direktion der öffentlichen Bauten des Kantons Zürich 1955. 78 S., 8 Abb., 16 Taf. REINHOLD BOSCH und J. J. SIEGRIST, *Schloß Hallwil und seine Bewohner*. Verlag der Hallwil-Stiftung, Seengen 1955. 72 S., mit Grundrissen, 32 Taf. G. BOESCH-INEICHEN, *Schloß Heidegg, Geschichte der Burg und ihrer Bewohner*. Hg. v. der Vereinigung Pro Heidegg, Hochdorf o. J. 40 S., mit Grundrissen, 2 Taf. PETER ZIEGLER, *Aus der Geschichte der Burg Wädenswil*. Verlag A. Stutz & Co., Wädenswil 1954. 64 S., mit Abb. J. ISLER und A. KITZ, *Die Burg Wädenswil*, 2. Aufl. Verlag A. Stutz & Co., Wädenswil 1941. 48 S., mit 8 Abb. HANS ERB, *Die Burg Dübelstein, Ein Führer auf dem Ruinenplatz* (Heimatbuch Dübendorf 1947, S. 12—28, 4 Taf.). C. A. MÜLLER, *Die Burg Montvoie im Tal des Doubs* (SBB, Heft 4, S. 1—11, mit Abb.). DERS., *Burg und Herrschaft Röteln* (SBB, Heft 2. 22 S., mit Abb.).

⁹Eine Fehldeutung in meinem Bericht über Dübelstein sei hier richtiggestellt. Der Satz S. 23, Zeile 6—9, muß lauten: «Der obere Boden mag... zwei eingewölbte Räume enthalten haben, in denen drei Betten standen.» Entsprechend ist Anm. 11 zu verbessern. Das Wort *erggel* im Waldmanninventar geht nämlich zurück auf mittellat. *arcora* = bogenförmiges Zimmer (DUCANGE I/372).

¹⁰Vgl.: B. BOESCH, *Der Name Kyburg* (NZZ, 8. Okt. 1957, Nr. 2963).

historischen Problemen sowie der in schriftlichen Quellen faßbaren jüngeren Geschichte der Objekte selbst breiter Raum gewährt wird. Über die entscheidende mittelalterliche Baugeschichte, die nur durch exakte Untersuchungen am aufstrebenden Mauerwerk und durch Ausgrabungen mit anschließender Bearbeitung des Fundmaterials erhellt werden kann, sind in der Mehrzahl der Führer lediglich vage Vermutungen geäußert. Die Burg ist ein Wehrbau — aber wo bleiben bei uns die aus profunder Kenntnis der mittelalterlichen Waffenkunde und Befestigungstechnik erwachsenen volkstümlichen *und* wissenschaftlichen Burgenmonographien und regionalen Burgenkunden?

Die genannten Führer sind z. T. von namhaften Historikern geschrieben, und der Rezensent fühlt sich in keiner Weise veranlaßt, ihre auf der Auswertung archivalischer Quellen beruhenden und teilweise sehr beziehungsreichen Darstellungen zu bemängeln, doch tritt eine noch nicht überwundene Einseitigkeit der gesamten schweizerischen Burgenforschung im Großteil dieser Führer klar zutage. Anhand der vorliegenden Abhandlungen lassen sich wohl interessante Parallelen, z. B. über die Beziehungen der Burgherren zu den benachbarten Städten Zürich, Bern, Luzern und Basel und das städtische Eingreifen in die Herrschaftsbereiche des Adels aufzeigen; wer die Bauten selbst — und gar in ihrer Frühzeit — miteinander vergleichen wollte, stößt schon beim Nebeneinanderstellen der Grundrisse, die z. T. ohne Maßstab und Windrose wiedergegeben sind, auf Schwierigkeiten.

Unter den guten photographischen Bestandaufnahmen des Kyburgführers sei jene der Burgkapelle mit ihren ikonographisch interessanten Wandmalereien aus dem 15. Jahrhundert hervorgehoben. Im Heft über Hallwil werden u. a. wenig bekannte und zudem baugeschichtlich aufschlußreiche Bilder aus dem Hallwilschen Hausbuch von 1570 und zahlreiche Porträts reproduziert. Die verwandtschaftlichen Beziehungen der hier und in andern Monographien erwähnten Persönlichkeiten würden vom Nichteingeweihten anhand einer schematischen Stammtafel allerdings leichter erfaßt als auf Grund eines gedrängten Textes.

Es ist erfreulich, daß in neuern Burgenführern Fliegeraufnahmen und auch Photographien nach Modellen üblich werden, die frühere Bauzustände veranschaulichen. Solchen Modellen darf allerdings nicht vorab die Phantasie eines Burgenfreundes zu Gevatter stehen; sie können nur zuverlässig sein, wenn ihnen minutiöse archäologische Untersuchungen vorangegangen sind. Und diese selbst sollten mindestens durch einen exakten Grundriß erwiesen werden. Für *Wädenswil* war die Ausgangslage sehr günstig, weil neben zwei Darstellungen der Ruine von einem Künstler des 18. Jahrhunderts auch drei Chronikillustrationen des intakten Bauwerks aus der Zeit um 1500 zur Auswertung bereit standen¹¹. Die dem Führer neben neun Modellphoto-

¹¹Vgl.: J. ZEMP, *Die schweizerischen Bilderchroniken und ihre Architektur-Darstellungen*, Zürich 1897, S. 194, 269. E. PROBST, *Zeichnungen der Burg Wädenswil* (ZSAK, 1941 S. 55—56).

graphien beigegebene Plangrundlage aber stammt, mit Ausnahme einiger Ergänzungen, von 1895¹², d. h. aus der Zeit vor den ersten Grabungen, die 1901—1904 durchgeführt wurden. Und dieser Plan enthält weder Terrainkurven noch Einzeichnungen der verschiedenen Mauerverbände, der Baufugen, Fundamentabsätze usf., ja nicht einmal einen Maßstab. Zudem bleibt die bauliche Beschreibung in der vorliegenden und in andern Veröffentlichungen über die Burg Wädenswil sehr summarisch; sie läßt z. B. die Ringmaueranlagen außer Betracht, obschon sie diejenigen der Kyburg an Ausdehnung wesentlich übertreffen. Eine nachträgliche baugeschichtliche Auswertung der Burganlage in ihrem heutigen Bestand wird trotz des an und für sich eindrücklichen Modells vom Zustand der Burg um die Mitte des 16. Jahrhunderts auch dadurch erschwert, daß gerade über die weitgreifende zweite Räumungs- und Sicherungsetappe von 1938—1941 unter E. Probst, die gleich der ersten sicher viele Funde ergeben hat, nirgends eine brauchbare Berichterstattung vorliegt¹³.

Hier wie so mancherorts, wo in den letzten Jahrzehnten Burgruinen ausgeräumt wurden, fragt man nach den Untersuchungsmethoden, nach Schichtenprofilen, Fundumständen und nach den Funden selbst und erhält in der Literatur zumeist keine verwendbaren, in mündlicher Anfrage bloß ausweichende Antworten¹⁴. O. Dubuis, auf dessen vielseitige und beispielhafte wissenschaftliche Untersuchung über die historischen, topographischen, toponomastischen und besonders militärischen und festungstechnischen Aspekte von Schloß und Städtchen *Mont-le-Vieux* in der waadtländischen Gemeinde Essertines schon hier hingewiesen sei¹⁵, äußert sich im Zusammenhang mit der Berichterstattung über Sondierungen, die reich profilierte spätmittelalterliche Kachelfragmente zutage förderten, zu obigen Verhältnissen ganz allgemein wie folgt (S. 191—193): «Les poêles de catelles de cette époque ne sont pas rares dans les ruines de nos châteaux; pourtant, ils sont très mal connus. Que l'on me permette d'attribuer cette méconnaissance à la négligence avec laquelle on «vide» trop souvent les substructures d'un établissement ruiné, au lieu d'y pratiquer une fouille lente et soignée. Il arrive que l'on voie le personnel du chantier, essentiellement préoccupé de dégager les bases des murs, bouleverser complètement l'amas des débris d'un poêle intéressant; on se contente de ramasser les fragments les plus gros; toutes les miettes méprisées passent aux déblais et, dans la suite, il

¹²Plan aus: H. ZELLER-WERDMÜLLER, *Zürcherische Burgen*, Bd. 2 (Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft Zürich, 1895), S. 375.

¹³Daß die Sicherungs- und Grabarbeiten beträchtlich waren, zeigen die Kostensummen: 1900—1906 Fr. 11 052.—, 1938—1941 Fr. 36 617.— (nach ISLER und KITT, S. 31, 48).

¹⁴Zu ähnlichen Feststellungen und Überlegungen, wie ich sie hier am Beispiel einiger Burgenführer entwickelt habe, sehen sich auch Hugo Schneider, Linus Birchler, Reinhold Bosch u. a. veranlaßt. Vgl. z. B.: ZSAK, 1953, S. 68 ff. NBV, 1954, S. 55 ff.; 1957, S. 141 ff. R. BOSCH, *Die Burgen und Schlösser des Kantons Aargau*, Aarau 1949, S. 9 ff.

¹⁵OLIVIER DUBUIS, *Le bourg et le château de Mont-le-Vieux* (Revue historique vaudoise, 1950, S. 50—68, 161—203).

est impossible de reconstituer les carreaux, et de se faire une idée précise du poêle entier... La documentation ne manque pas, mais on la dédaigne.»

Der *Schweizerische Burgenverein*, der von seiner Gründung im Jahre 1927 bis 1955 unter der initiativen Leitung von Eugen Probst stand, hat wohl sehr erfolgreich für die Erhaltung der Schweizer Burgen und Ruinen geworben und eine große Zahl von Burgenrenovationen und Ruinensicherungen mit und ohne Grabungen angeregt und durch seine Organe überwacht und geleitet, für die wissenschaftliche Untersuchung dieser aufschlußreichen mittelalterlichen Baudenkmäler vermochte er bis vor kurzem wenig Verständnis zu bekunden. Vieles läßt sich wegen der Zerstörung der Kulturschichten bei den Räumungsarbeiten, wegen Verlust von Kleinfunden und wegen der Bauarbeiten am aufgehenden Mauerwerk nie mehr nachholen. Das wird dem Rezensenten schmerzlich bewußt, wenn er in den *Nachrichten des Burgenvereins*¹⁶ blättert und unter den zahllosen Mitteilungen über unsere Burgen und den Berichten über Burgenfahrten im In- und Ausland nur ausnahmsweise Angaben von wissenschaftlicher Bedeutung oder gar problemreiche Abhandlungen findet. Daran ändern auch die zahlreichen Rekonstruktionsskizzen und die Burgengrundrisse nicht viel.

*Der Burgenfreund*¹⁷, eine Zeitschrift, die wohl der 1931 konstituierten Vereinigung der Burgenfreunde beider Basel nahesteht, enthält in all den vorliegenden Nummern des ersten Jahrganges (1954) neben Mitteilungen über Konservierungen und Ausgrabungen mehrere Artikel von allgemeinem Interesse aus der Feder von Fachleuten und Kennern, so z. B. über die Burgen in der Schweizergeschichte (A. Gasser), die Burgen im elsässischen Jura (P. Stintzi), über Aufgaben und Probleme der Burgenforschung (F. Halmer) oder über die Mauerstrukturen der Burgen in der Umgebung von Basel (W. Meyer). So vermag das im besten Sinne volkstümliche Blatt historisches und archäologisches Verständnis zu wecken und zu vertiefen; es verdient das besondere Aufmerken jener Kreise, die an der Erforschung und Erhaltung mittelalterlicher Burgen interessiert sind.

Wissenschaftliche Literatur

Die Betrachtung mehr volkstümlich gehaltener Burgenliteratur, die selbstverständlich nur in der inhaltlichen Dichte, der sprachlichen und äußern Darbietung, nicht aber im Aussagewert von einer soliden wissenschaftlichen Grundlage abweichen sollte, hat eine allgemein verbreitete Bevor-

¹⁶Nachrichten der Schweiz. Vereinigung zur Erhaltung der Burgen und Ruinen, 1927 ff. (Jahrgänge 1—30). Eine Liste der 142 Burgen, mit denen sich der Burgenverein 1927—1953 befaßt hat, findet sich in NBV, 1954, S. 40.

Zu der vom Burgenverein herausgegebenen Reihe *Die Burgen und Schlösser der Schweiz* habe ich mich schon geäußert. Vgl.: SZG, 1954, S. 293 ff. Über die mißlungene *Burgenkarte der Schweiz* vgl.: K. SCHIB, *Burgengeographie und Adelforschung* (ZSG, 1939, S. 235 ff.).

¹⁷Hieronymus-Verlag, Basel 1954 ff.

zung schriftlicher Quellenaussagen, da und dort Dürftigkeit in der Veranschaulichung durch genaue Pläne und gute Bauaufnahmen, damit in Zusammenhang stehend dann Lückenhaftigkeit der baulichen Bestandsaufnahme und Mängel in der archäologischen Erforschung unserer Burgsitze aufgezeigt. Wenden wir uns, im klaren Bewußtsein, daß sich eine scharfe Grenze zwischen populärer und wissenschaftlicher Literatur hier nicht ziehen läßt, den Veröffentlichungen mit vornehmlich wissenschaftlicher Präention zu. Dabei möchte der Rezensent weniger beim Resultat der einzelnen Untersuchung verweilen, als vielmehr alte und neuere Wege und Methoden der Burgenforschung an z. T. zufälligen Beispielen aufzeigen. Dabei legt er ein Hauptgewicht auf die archäologische Untersuchung der schweizerischen Wehrarchitektur.

I.

A. *Bodmers* Veröffentlichung über die 1781 zum Benediktinerinnenstift umgewandelte sogenannte Schenken-*Glattburg*¹⁸ an der mittlern Thur ist ein gutes Beispiel dafür, wie weit sorgfältigste Auswertung sphragistischer und vor allem schriftlicher Quellen komplizierte und scheinbar undurchsichtige genealogische Tatbestände zu klären vermag. Sie kommt hier sowohl dem seit Mitte des 12. Jahrhunderts faßbaren abt-sanktgallischen Dienstadelsgeschlecht der Schenken von Glattburg wie auch dem Meiergeschlecht von Büren, den Schenken von Landegg, den Ramschwag u. a. zugut und vermag — was in unserm Zusammenhang besonders wichtig ist — zuverlässige termini ante quos für die Gründungszeit nicht nur der Schenken-Glattburg (vor 1167), sondern auch anderer Burgen zu liefern. Für den Archäologen ist es bedeutsam zu wissen, daß die Örtlichkeit für das Geschlecht und nicht — wie man leichthin vermuten könnte — das Geschlecht für die Örtlichkeit namengebend war: der Name Clataburuhc ist schon 788 bezeugt, und man darf annehmen, daß der spätere Adelssitz an der Stelle einer um Jahrhunderte ältern Befestigungsanlage erwachsen ist.

Eine für die Burgenforschung wichtige Aufgabe hat sich C. A. *Müller* in seiner Arbeit über *Die Burgen in der Umgebung von Basel und das Erdbeben von 1356*¹⁹ gestellt. In der Nacht des 18. Oktober 1356 verursachte ein schweres Erdbeben nicht nur in der Stadt Basel unermeßlichen Schaden; es brachte auch eine große Zahl von Wehrbauten im Raume zwischen dem Fricktal, der mittleren Aare und der obern Birs, der Ajoie, dem Oberelsaß und dem südlichen Schwarzwald zum Einsturz. Beobachtungen des Rezensenten auf den Ruinenplätzen einzelner Fricktalerburgen lassen vermuten, daß nicht alle Namen der durch diese Naturkatastrophe betroffenen Festen schriftlich überliefert sind. Zeitgenössische, besonders aber Chronisten des 16. Jahrhunderts führen immerhin ca. 70 Namen auf; leider melden sie nur

¹⁸ ALBERT BODMER und ADOLPH NÄF, *Die Glattburg an der Thur* (90. Neujahrsblatt des Historischen Vereins des Kantons St. Gallen, 1950. S. 1—26, 3 Taf.).

¹⁹ BZGA, Bd. 55, Basel 1956, S. 25—73, mit 1 Karte.

in zwei Fällen Einzelheiten des lokalen Geschehens. C. A. Müller hat über sechzig dieser chronikalisch bezeugten Wehrbauten mehr oder weniger genau zu lokalisieren vermocht und sie auf einer Kartenskizze eingetragen. Bezüglich Achenstein, Bettiken und Bietikon, Landenberg, Löwenstein, Sengur oder Sengen, Tüwen und Waldkirch bleibt er in bloßen Vermutungen stecken. Aus den kurzen Resümees über Besitzer und Geschichte der einzelnen Anlagen erhellt die interessante Tatsache, daß die meisten nach dem Erdbeben wieder instandgestellt und oft erweitert wurden. Nur von einem guten halben Dutzend läßt sich mit Sicherheit feststellen, daß ihnen das Jahr 1356 den endgültigen Untergang gebracht hat, nämlich von Eptingen, Frobürg, Krattenstein, Madeln, Münchsberg, Schauenburg (Gemeinde Pratteln), Schönenberg und Waldeck. Wehrbauten, die einer unvorhergesehenen und zudem zuverlässig datierbaren Vernichtung zum Opfer fielen, sind für die archäologische Erforschung besonders geeignet. Das bestätigen die Resultate der Spatenarbeit auf Madeln, auf der nördlichen Schauenburg und auf dem elsässischen Waldeck.

Die meisten, und zwar insbesondere die ältern Chronisten berichten, daß dem Basler Erdbeben *zwei* Wehrbauten zum Opfer gefallen seien, die anfänglich *Schauenberg*, später *Schauenburg* genannt werden; zudem führen verschiedene Urkunden aus dem 15. Jahrhundert übereinstimmend neben einem Burgstal (Ruine) auch eine Feste Schauenburg auf. Der Schluß liegt nahe, daß die eine Anlage nach der Katastrophe völligem Zerfall preisgegeben, die andere jedoch wieder aufgebaut wurde. Darüber, welche der beiden im Frenkendorfer Gemeindebann liegenden Bauten als Alt- und welche als Neu-Schauenburg zu bezeichnen sei, herrscht in der Literatur bis heute Konfusion; so werden sie hier auf Grund der Himmelsrichtung voneinander unterschieden. Die nach 1356 ihrem Schicksal überlassene Feste, deren Standort erst durch Sondierungen und systematische Grabungen der letzten Jahrzehnte wieder eindeutig ermittelt werden konnte, stand auf dem Chleiflüeli etwas abseits von einer alten Verkehrsrouten zwischen dem Ergolz- und dem Birstal. Die andere Schauenburg, welche — vorerst wieder instandgestellt — im ersten Viertel des 16. Jahrhunderts endgültig verlassen wurde, erhob sich als Paßwarte ca. 500 m südlich der erstgenannten. Sie ist als beträchtliche, von Künstlern des 17.—19. Jahrhunderts mehrfach dargestellte Ruine auf uns gekommen und in den 1940er Jahren vom Schutt befreit und gesichert worden.

Die Geschichte des 1189 bis ca. 1386 bezeugten Frobürger Ministerialengeschlechts von Schauenberg und die spätere Besitzergeschichte der südlichen Schauenburg hat *W. Merz*²⁰ schon vor fünfzig Jahren eingehend dargestellt. Mit einer Reihe anschaulicher Erweiterungen — besonders über die Ausstattung des feudalen Sitzes unter den Baslern Junker Konrad Sintz und dem glanzvollen Geschäftsmann und Politiker Henman Offenburg (1379—1459) — folgt diesen Forschungen *Ernst Stockmeyer* in seiner reich-

²⁰ W. MERZ, *Die Burgen des Sisgaus*, Bd. 3, Aarau 1911, S. 228—252.

haltig und erstklassig bebilderten historischen Skizze: *Die Schauenburg*²¹. Beide Verfasser ziehen die Existenz der nördlichen Schauenburg nur kurz und eher ablehnend in Erwägung. Stockmeyer versucht auch Beobachtungen am aufgehenden Mauerwerk und Feststellungen im Ausgrabungsgelände der südlichen Ruine auszuwerten. Leider aber beschreibt er weder die topographischen noch die baulichen Verhältnisse mit der nötigen Einläßlichkeit und Klarheit; selbst die dargebotenen Planaufnahmen (Abb. 17—18) sind allzu summarisch geraten. So bleibt der Leser dieser mehr historischen als archäologischen Studie von einer ersprießlichen Diskussion darüber, wie man sich die einstige Schauenburg mit Zwinger, Viereckturm, Wohn- und Ökonomiegebäuden im einzelnen vorzustellen hat, von vornherein ausgeschlossen — und doch müßte eine wissenschaftliche Veröffentlichung das Gegenteil anstreben. Man mag sich über die beigegebenen schönen Modellaufnahmen freuen, wirklich beurteilen kann man das Modell aber nicht.

Karl Heids Grabungsbericht über *Die Burg Alt-Schauenburg*²² bietet zwar einen Terrainplan, jedoch auch keinen auswertbaren Grundriß dieser nördlichen Feste. Die topographische und bauliche Beschreibung der in Vor- und Hauptburg gegliederten und übrigens durch einen Brand völlig zerstörten Anlage ist klar; auch vom Fundbestand ergibt sich anhand des Textes und der Abbildungen eine gute Vorstellung. Heid bemüht sich eingehend um die Datierung der keramischen Fragmente; summarisch zieht er dabei auch die Funde auf der südlichen Schauenburg in Betracht. Dabei kommt er zur wichtigen Erkenntnis, daß die nördliche Wehranlage das Erdbeben von 1356 sicher nicht überlebt hat, stammen doch alle Kacheln und Gefäße aus der Zeit von etwa 1250 bis ungefähr 1320. Die kaum vollständigen Ausgrabungen auf der südlichen Burg lieferten nach Heid und Stockmeyer wohl Einzelfunde aus dem 15. und dem beginnenden 16. Jahrhundert, jedoch kein einziges Stück, das weiter als in die zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts zurückdatiert werden darf.

Damit vermag die archäologische Forschung die bereits aus schriftlichen Quellen gewonnenen Abgangsdaten der beiden Wehranlagen zu bestätigen. Bezüglich ihrer Anfänge jedoch bleiben vorläufig wesentliche Unterschiede bestehen; es stellen sich auch neue Probleme, weil wir ja im Gegensatz zu Merz und Stockmeyer sicher mit zwei Schauenburgen rechnen müssen. Angesichts der ältesten Basler Erdbeben-Berichte von 1380 und ca. 1400, die von «zwo schwoenberg» oder «zwei schouwenburg» sprechen²³, läßt sich Heids rein archäologisch gewonnener Schluß, daß die südliche Schauenburg gewissermaßen als Ersatz für die zerstörte nördliche erst nach 1356 erbaut worden sei, kaum halten. Dasselbe gilt in vermehrtem Maße für eine andere seiner Folgerungen: Das Geschlecht derer von Schauenberg ist sicher ohne

²¹ Verlag Buchdruckerei Karl Werner, Basel 1946. 54 S., 33 Taf.

²² BH, Bd. 7, 1956, S. 19—30, mit 6 Abb.

²³ Vgl.: C. A. MÜLLER, *Die Burgen in der Umgebung von Basel und das Erdbeben von 1356* (BZGA, Bd. 55, Basel 1956, S. 28, 33, 61—62).

große Bedeutung gewesen, sagt Heid. «Es besaß ja nicht einmal den Wildbann, wie die Knochenfunde der Burg beweisen. . . Alle Knochenfragmente stammen von Haustieren (S. 20 und 30).» Nur eine ausgewogene Interpretation von schriftlichen Quellen und Bodenfunden, eine richtige Zusammenarbeit zwischen Historiker und Archäologe vermag hier wie andernorts ein Maximum an zuverlässigen Erkenntnissen zu erbringen. Diese Feststellung hat sich dem Rezensenten auch beim Studium der Publikationen über die Schauenburger Festen aufgedrängt.

Im *Atlas zur Geschichte des Kantons Zürich* hat P. Kläui²⁴ die Adelssitze um 1250 und die lehensrechtlichen Bindungen ihrer Inhaber kartographisch aufgezeichnet. Diesen Zürcher Dynastienfestungen und einer noch viel größeren Zahl von Burgen des niedern Adels ist Emil Stauber in jahrzehntelanger, entsagungsreicher Forscherarbeit nachgegangen. Solange es seine Gesundheit erlaubte, war ihm kein Burghügel zu abgelegen, als daß er ihn nicht in persönlichen Augenschein genommen hätte. Wo er in Dörfern feste Türme vermutete, stieg er zur Prüfung der Mauerdicken von Keller zu Keller. Da und dort hat er in jüngern Jahren auch selber zum Spaten gegriffen. Mit zunehmendem Alter blieb wohl der eiserne Arbeitswille, doch fesselte ihn der geschwächte Körper an den Schreibtisch. Dort häufte sich schließlich ein riesiges in- und ausländisches Quellenmaterial über die Geschlechter, die Stauber irgendwie im Zusammenhang mit den Zürcher Burgsitzen zu stehen wähnte. Neben einer Menge anderer heimatkundlicher Artikel und Bücher hat der Nimmermüde mit der Zeit eine fast unübersehbare Zahl von monographischen Arbeiten über Burgen und Adelsgeschlechter zu veröffentlichen vermocht. Das von ihm mehrbändig geplante Zürcher Burgenbuch, das H. Zeller-Werdmüllers *Zürcherische Burgen* aus den 1890er Jahren ersetzen sollte, aber war noch längst nicht druckbereit, als Stauber anno 1952 im 83. Altersjahr starb.

Ohne Kenntnis dieser Entstehungsgeschichte ist es nicht möglich, die noch von Stauber selbst betreuten Aufsätze über den *Burgenkranz am Zürichsee*²⁵ sowie die beiden von E. Dejung, H. Kläui und P. Pfenninger aus dem Stauberschen Nachlaß edierten, sehr verschiedenartigen Bücher über die *Burgen und adeligen Geschlechter des Bezirks Winterthur* einerseits und *der Bezirke Zürich, Affoltern und Horgen*²⁶ anderseits zu würdigen. Trotz z. T. beträchtlichen Kürzungen umfassen die drei Werke zusammen immer noch rund 600 Druckseiten. Der ganzen Leistung E. Staubers als «Zürcher Burgen-

²⁴Zürich 1951, S. 24—26, Taf. 4.

²⁵Jahrbuch vom Zürichsee (Verlag Th. Gut & Co., Zürich u. Stäfa), 1948/49, S. 181—198, mit Karte u. Abb.; 1949/50, S. 133—149, mit Abb.; 1950/51, S. 95—111.

²⁶EMIL STAUBER, *Die Burgen des Bezirkes Winterthur und ihre Geschlechter*. (285. Neu-jahrsblatt der Stadtbibliothek Winterthur, 1953/54), hg. v. E. DEJUNG und H. KLÄUI. 412 S., mit 32 Abb., 18 Taf. u. 3. Karten. DERS., *Die Burgen und adeligen Geschlechter der Bezirke Zürich, Affoltern und Horgen*, hg. v. P. PFENNINGER. Birkhäuser Verlag, Basel 1955. 162 S., 32 Taf. Als wichtige Ergänzung ist zu beachten: HUGO SCHNEIDER, *Die Burgen am Albis* (Blätter der Vereinigung Pro Sihltal, Nr. 7, März 1957, S. 26—31, mit Abb.).

vater» in einer für die historische Forschung fruchtbaren kritischen Auseinandersetzung mit seinen Thesen gerecht zu werden, ist weder im Rahmen einer Sammelbesprechung noch ohne umfassende Spezialkenntnisse der mittelalterlichen Rechtsgeschichte, der Orts- und Geschlechtnamenkunde möglich. Im folgenden sei versucht, die Eigenart dieses Lebenswerkes wenigstens zu skizzieren.

Emil Stauber, dessen Zuverlässigkeit im Beibringen einer möglichst lückenlosen Dokumentation außer Zweifel steht, mag bei seiner Arbeit vorerst von den Burgstellen und den Baudenkmalern selbst ausgegangen sein, mit fortschreitender Zeit jedoch konzentrierte sich sein benediktinischer Sammlerfleiß immer mehr auf die Namen der Örtlichkeiten, der Erbauer- und Burgbesitzergeschlechter, d. h. um ein beliebiges Beispiel zu nennen: Stauber beschreibt zuerst den vermutlichen Burghügel Huggenberg bei Elgg, bringt vielleicht eine Planskizze bei, kommt dann auf das Stammgeschlecht und seine einzelnen Glieder zu sprechen, die er um 1300 als abtsanktgallische Ministerialen eruiert, darauf auf die bäuerlichen Huggenberg in Elgg, Turbenthal, Greifensee, Kloten und Eglisau. Er zeigt, wie sich 1440 von Greifensee her ein stadtzürcherisches Bürgergeschlecht Huggenberg bildet und macht ein ebensolches Winterthurer Geschlecht namhaft, um schließlich mit dem Bauerndichter Alfred Huggenberger zu enden. Wo möglich beschreibt er Wappen und Siegel und verfolgt bei längerer Existenz einer Burg mit nie erlahmender Akribie deren wechselnde Bewohner- und Eigentümergeeschlechter mit ihrem weitem Besitz und eventuellen Herrschaftsrechten. Er breitet also, von Fall zu Fall verschieden an Umfang, eine beinahe unbegrenzte Stofffülle aus, deren innern Zusammenhang quellenmäßig zu belegen ihm längst nicht immer bündig gelingt.

Aus dieser Art von Sammeltätigkeit ergaben sich für Stauber folgende drei ineinandergreifende Problemkreise:

1. Vielleicht angeregt durch eine Stelle bei Johannes Stumpf: «Es sind noch vil zerfallner burgstäl und junkherren oder edelknechten sitz um Kyburg gestanden, also daß ich dir in einer gueten meyl wägs herunb ob den 70 burgstäl und plätzen wüßte anzuzeigen», macht Stauber neben den bekannten Burgen, z. T. auf Grund von Orts- oder Geschlechternamen, z. T. basierend auf nicht immer stichhaltigen archäologischen Prüfungen, eine wesentliche Zahl neuer Burgsitze oder Dorftürme namhaft. Er spricht von ganzen Turmnetzen und von turmbewehrten Sicherungslinien für den Verkehr, z. B. längs Glatt, Thur und Zürichsee. Solche Dorfadels Häuser, wie er sie nennt, hat z. B. auch Poeschel mit sicher bezeugtem zugehörigem Adel im Lugnez und R. Bosch im Aargau nachgewiesen. Weingartner widmet ihnen im Tiroler und im Bozner Burgenbuch unter den Titeln Edelsitze oder Dorfburgen je ein ganzes Kapitel. Der Turm, «das allerdeutlichste Symbol ritterlichen Wohnens», aber auch nur der Umstand, daß diese Wohnstätten von adeligen oder nichtadeligen Funktionären einer Herrschaft in Mauerwerk erstellt waren, hob sie von den rein bäuerlichen oder städtischen Holz-

häusern in der Nachbarschaft ab, sagt Weingartner, und er nennt als die «klassische Zeit» für die Erbauung derartiger Festen in Tirol das 13. und das frühe 14. Jahrhundert²⁷.

2. Wer sich mit der Stellung von Geschlechtern und Einzelpersönlichkeiten innerhalb der ständisch gegliederten mittelalterlichen Gesellschaft befaßt, sucht nach Kriterien, welche diese Stellung in den schriftlichen Quellen möglichst eindeutig bezeugen. Für den höhern Adel sind sie leichter zu finden als für den niedern; die Abstammung von ehemals adeligen und ritterlichen Geschlechtern zu erfassen, stößt in vielen Fällen auf unüberwindbare Schwierigkeiten. Hierin vor allem ist Stauber allzu unsichere Pfade gegangen, wenn er z. B. von der These ausgeht, «daß früher so wenig wie heute jemandem die Adelsbenennung gestattet war, dem dazu die Berechtigung fehlte; zweierlei ‚von‘ gab es nie!»²⁸. Ob das Geschlechtsnamen vorgesetzte «von» als Adelsprädikat oder als reine Herkunftsbezeichnung bäuerlicher oder bürgerlicher Geschlechter zu deuten ist und ob zum Beispiel die Zolliker und Zollinger überhaupt in einen genealogischen Zusammenhang mit einem präsidentiven Geschlecht «von Zollikon» gebracht werden dürfen und als Dienstmannen, die ins unfreie Bauerntum hinabsanken, oder als Stadtbürger, die ihre edle Abkunft verwischten, zu betrachten sind, muß doch wohl ohne jede Verallgemeinerung von Fall zu Fall neu überprüft werden.

3. Bei dieser unter 1 und 2 skizzierten Betrachtungsweise kam Emil Stauber zu einer großen Zahl bisher nicht glaubhaft bezeugter «wehrhafter Türme» — für den Bezirk Winterthur z. B. nennt er statt 37, wie Zeller-Werdmüller, rund 80 Burgen und noch viel mehr Geschlechter scheinbar adeliger oder ritterlicher Abstammung. Diesen galt es eine bestimmte Funktion im feudalen System zuzuweisen, ihre Lebensweise irgendwie zu umschreiben. Nach Staubers leider weder durch Quellen- noch durch Literaturangaben untermauerter Auffassung schied sich der Stand der Ministerialen in eine dem Herrendienst obliegende obere und eine untere Gruppe von sogenannten Verkehrs-Dienstleuten (z. B. die von Buch [Wiesendangen], von Tegerlo [Dägerlen], von Dättnau [Töß], von Elsau, von Gündlikon, von Huggenberg, von Hertzen, von Männedorf, von Uerikon usw.). Ihre Aufgabe hätte in «Sicherung des Verkehrs auf Straßen und Pässen, Flüssen und Seen, Unterhalt der Straßen und Brücken, Einzug der Grundzinsen, Zölle und Weggelder, oft auch in Ausübung eines wichtigen Handwerks» bestanden. Auf Türmen längs der Verkehrswege, die ihnen der Lehensherr zur Verfügung stellte, örtlich gebunden, wären sie nach Stauber auch berechtigt gewesen, das den Adel bezeichnende «von» zu führen, «nähernten sich aber in ihrer Lebensform stark den Untertanen, indem sie Landwirtschaft

²⁷ Vgl.: E. POESCHEL, *Das Burgenbuch von Graubünden*, Zürich 1930, S. 71, 246 ff. R. BOSCH, *Die Burgen und Schlösser des Kantons Aargau*, Aarau 1949, S. 116, 117—118, 119—120, 142. J. WEINGARTNER, *Tiroler Burgenkunde*, Innsbruck 1950, S. 176 ff. DERS., *Bozner Burgen*, 2. Aufl., Innsbruck 1953, S. 255 ff.

²⁸ Jahrbuch vom Zürichsee, 1948/49, S. 182.

trieben²⁹». Stumpf sagt von den Bewohnern der vielen Bürglein rund um die Kyburg: «Doch haben onne zwyfel dise leut mit kleinem pracht haußgehalten und sich allermeist der güter, deß vychs und ackerbauwes ernehret.» Das könnte das Aufgehen mancher dieser Festen im baulichen Rahmen eines spätern Bauernhofes zwanglos erklären. P. Pfenninger, der Staubers Theorie von den Verkehrsministerialen, im Gegensatz zu den Bearbeitern des Winterthurer Burgenbuches, durch Analogieschluß eindeutig ablehnt, knüpft u. a. an die Untersuchungen von Viktor Ernst über die Entstehung des niedern Adels an. Er möchte in den manchenorts zweifelsfrei nachgewiesenen festen Dorftürmen des Mittelalters z. T. eher Meiertürme sehen, deren Inhabern ja der Sprung aus der Grundhörigkeit ins Rittertum auch anderswo zuweilen geglückt ist³⁰.

Die Bedeutung von Emil Stauber als Burgenforscher beruht einmal in der topographischen Feststellung bis dahin nicht oder nur annähernd bekannter Zürcher Burgstellen und im ungeheuren genealogischen Material, das er erschlossen hat. Seine Theorien über systematischen Burgenbau längs der mittelalterlichen Verkehrswege sowie über die Funktion und ständische Einreihung gewisser Gruppen des Ministerialadels kann man nicht einfach außer acht lassen. Die baugeschichtlichen Fragen sind bei Stauber zu kurz gekommen.

Da die verdienstvollen Herausgeber der beiden eher sparsam bebilderten Geschlechter- und Burgenbücher die Auffassungen des Verfassers im einzelnen wie im allgemeinen nicht immer zu teilen vermochten und darum viel gestrichen und manches inhaltlich und redaktionell verändert haben, machen beide Publikationen einen zwiespältigen Eindruck. Der Wegfall des Registers im Winterthurer Band ist noch mehr zu bedauern als das Fehlen einer Burgenkarte im Zürcher Band. Daß kein Versuch zu einem die Einzelresultate zusammenfassenden Kapitel über den Adel einerseits und den Burgenbau andererseits unternommen wurde, läßt sich nicht nur mit der bezirksweisen Veröffentlichung des Stoffes, sondern vor allem mit dem Forschungsstand hinreichend begründen. Dies gilt besonders bezüglich der baulichen Belange der Zürcher Burgen, deren Ruinenreste zumeist unsichtbar im Boden stecken. Grundsätzlich dürften solche Synthesen in keinem regionalen Burgenbuch fehlen. Pfenninger, der — vom Weichbild der Stadt abgesehen — in den drei Bezirken sechzig Wehrbauten zur Diskussion stellt, hat leider dem inhaltlich geschlossensten Kapitel über die stadtzürcherischen Wehrbauten weder die Rekonstruktionsskizzen von E. Vogt über die früh- und hochmittelalterlichen Pfalzen auf dem Lindenhof, noch eine den Zusammenhang zwischen den städtischen Rittertürmen mit den verschiedenen Befestigungsringen³¹ veranschaulichende Planskizze beigegeben — außer-

²⁹ *Die Burgen des Bezirks Winterthur*, S. 2.

³⁰ Vgl. auch: K. SCHIB, *Burgengeographie und Adelsforschung* (ZSG, 1939, S. 233 ff.). J. WEINGARTNER, *Tiroler Burgenkunde*, Innsbruck 1950, S. 178 ff.

³¹ Zu diesem Thema äußert sich neuerdings O. WALSER (*Zur Entwicklung des Zürcher Stadtgrundrisses im Mittelalter*, Zürcher Taschenbuch, 1958, S. 10 ff.).

zürcherische Benutzer des Werkes wären dafür besonders dankbar gewesen. Für zukünftige Untersuchungen könnte der Weg geebnet werden, wenn wissenschaftlichen Burgenmonographien vollständige Verzeichnisse der Literatur über den einzelnen Bau sowie Hinweise auf den Verwahrungsort von Einzelfunden wie auch von eventuellen Sammlungen von zeichnerischen und photographischen Aufnahmen enthalten würden.

Mit der Veröffentlichung der Stauberschen Burgenmaterialien über vier von den elf Zürcher Bezirken ist der Anfang zur Schaffung des neuen Zürcher Burgenwerkes gemacht. Wer auf diesem Weg weiterschreiten will, wird Staubers immense Vorarbeiten³² nicht umgehen wollen und müßte demzufolge wissen, nach welchen Gesichtspunkten sie kritisch zu sichten wären. Eine eingehende und klärende Diskussion der vom Rezensenten oben zusammengefaßten Thesen Staubers durch die dazu Berufenen ist darum besonders erwünscht. Sie könnte auch einem volkstümlichen Zürcher Burgenband in Taschenformat mit gekürzten Stammtafeln der wichtigsten Adelsgeschlechter zugute kommen. Den zahlreichen Freunden der Heimatkunde wäre heute eine derartige Veröffentlichung sicher willkommen.

*

Die nachfolgend genannten kleinern Abhandlungen zeigen, daß die Burg mit den verschiedensten Problemkreisen der Mittelalter-Forschung verknüpft ist. Wohl von W. Merz ausgehend, weist *A. E. Jaeggli*³³ in einem anspruchslosen Aufsatz auf die mittelalterlichen Befestigungsanlagen an den beiden Hauensteinrouten hin und sucht die *verkehrsgeographische* Schlüsselstellung des froburgischen Territoriums ins Licht zu rücken. Um diese interessanten Themenkreise wirklich fruchtbar zu gestalten, müßte man allerdings vorerst Gründungszeit und lehensrechtliche Zusammenhänge jeder einzelnen Burg herausarbeiten. Dafür liefert *Hans Strahm* mit seiner kritischen Untersuchung über die in einer Sperrstellung an Brünig- und Grimselstraße gelegene Wasserburg *Weissenau* am obern Thunersee³⁴ ein gutes Beispiel. Die Arbeit ist um so beachtenswerter, als es dem Verfasser, trotz Fehlen direkter urkundlicher Belege bis 1298, überzeugend gelingt, die enge Verknüpfung der inzwischen ausgegrabenen Reichsfeste mit dem abgegangenen Markort Wyden und ihre reichspolitische Bedeutung an der Italienroute über Grimsel und Nufenen-/Griespaß besonders für die Zeit Herzog Bächtolds V. von Zähringen zu erweisen. Auch an der Brünigroute gelegen, geriet die ehemalige Zollstation und Warenniederlage *Weissenau* später in das Spannungsfeld zwischen den Herzögen von Österreich einerseits und Bern und den Wald-

³²Staubers wissenschaftlicher Nachlaß liegt heute z. T. in der Stadtbibliothek Winterthur, z. T. im Staatsarchiv Zürich.

³³A. E. JAEGGLI, *Burgen als Hüter der Pässe im Jura* (VIBI, II. Reihe, Nr. 2, 1954, 15 S., mit Karte).

³⁴HANS STRAHM, *Die Weissenau* (Jahrbuch vom Thuner und Brienzersee, 1944, S. 43—65, mit Abb.). HANS STRAHM und CHRISTIAN FRUTIGER, *Die Ruine Weissenau* (Jahrbuch, 1953, S. 28—41, mit Abb.).

stätten andererseits und ging 1335 an das Kloster Interlaken und damit in die Machtsphäre der Aarstadt über.

Unter dem Einfluß von Viollet-le-Duc beschäftigt sich die französische Burgenforschung intensiv mit den kriegswissenschaftlichen Fragen. Diese haben einer festungstechnischen Analyse von J. Formigé über das einen Paßübergang in der Gegend des Zusammenflusses von Arc und Isère beherrschende savoyische *Schloß Miolans*³⁵, dessen Anlage im 15. Jahrhundert schließlich eine Ausdehnung von 60 auf 150 Meter erreichte, den Stempel aufgedrückt. Sie bereichern auch die welschschweizerische Burgenforschung, was z. B. die kleine Studie von L. Blondel: *Château de Rolle, la tour de Viry*³⁶, meisterhaft zeigt. Dieser älteste Teil des Schlosses wurde bisher ans Ende des 13. Jahrhunderts gesetzt. Durch Vergleich des seltenen elliptischen Turmgrundrisses, des zahlenmäßigen Verhältnisses zwischen Mauerstärke und umbautem Leerraum, der Treppenföhrung im Innern, der Schießschlitze im Mauerwerk und der Gewölbeförmungen des Turmes mit savoyischen, französischen und syrischen Beispielen gelingt es dem Verfasser, das Bauwerk in die Zeit kurz nach 1270 zu datieren. Zudem wird nachgewiesen, daß der bauleitende Militäröngenieur mit seinen Kenntnissen auf der Höhe der Zeit stand: Er suchte die toten Winkel zu vermeiden, um die Verteidigungsmöglichkeiten besonders durch Bogenschützen zu mehren; der elliptische Turmgrundriß vor allem sollte den Effekt der Beschießung durch die Katakulte und Bliden der Belagerer vermindern.

Rechtsgeschichtlicher Forschung sind ein zehnsöitiger Aufsatz von H. von Caboga und besonders eine Studie des Grazer Dozenten H. Fischer verpflichtet, welcher eine reiche — auch schweizerische — Literatur auswertet. H. von Caboga macht sich komplexe und überdies kontroverse Probleme leicht, indem er ohne profunde Sach- und Literaturkenntnis in einer «kurzen Untersuchung» über *Standesgeschichtliche Entwicklung, Burgenbau und Burgbesitz im ehemaligen Herzogtum Schwaben-Churrätien*³⁷ erzählt. Schon der einleitende Satz: «Zur Zeit der Karolinger (8.—10. Jahrhundert) übten die Herzöge die landesherrliche Gewalt aus», weist in eine falsche Richtung, war doch auch die schwäbische Herzogswürde und -gewalt von der Mitte des 8. bis zu Beginn des 10. Jahrhunderts sistiert. Und was versteht der Verfasser — um ein anderes Beispiel herauszugreifen — unter einem Burgbezirk? Er sagt es uns nicht, wenn er auch mehrfach Fragen anschneidet, die mit diesem Begriff in Beziehung gebracht werden könnten.

Gerade diesen seit den planmäßigen Burgengründungen der Karolingerzeit richtig greifbaren früh- und hochmittelalterlichen Burgbezirken widmet H. Fischer in seiner verfassungstopographischen Abhandlung über *Burgbezirk*

³⁵ JULES FORMIGÉ, *Le château de Miolans* (Mémoires de l'Académie des sciences, belles-lettres et arts de Savoie, 5^e série, tome XII, o. O. 1951, S. 5—34, 1 Plan, 2 Taf.).

³⁶ LOUIS BLONDEL, *Château de Rolle, la tour de Viry* (Mélanges d'archéologie, d'histoire et d'histoire de l'art offerts à M. Louis Bosset, archéologue cantonal vaudois à l'occasion de son 70^e anniversaire, Lausanne 1950, S. 181—185, mit Abb.).

³⁷ VIBI, II. Reihe, Nr. 3, 1954, 15 S.

und Stadtgebiet im deutschen Süden³⁸ (d. h. im bayrisch-alemannischen Stammeskreis) einen Teil seiner Aufmerksamkeit, indem er u. a. das Hineinwachsen der Städte mit ihrem ländlichen Gebiet in die Burgfunktionen untersucht. Primär herrschaftlichen Ursprungs, hafteten Burgbezirke besonders in den alpinen Grenzgebieten des Reiches auch bäuerlich-genossenschaftliche Züge an; so ist z. B. an die Kirchenburgen mit ihren Sprengeln zu denken. Verallgemeinert ausgedrückt, sind Burgbezirke in vorderster Linie Wehrkreise mit einer Feste im Zentrum, deren Herren seit der Sachsenkaiser-Zeit die Sassen des Bezirks durch den Burgenbann zur Mitwirkung beim Festungsbau verpflichteten und im Bereich der Bannmeile den Bau gegnerischer Burgen verhindern konnten. Umgekehrt stand der Landbevölkerung das Recht zu, in Notzeiten in den Burgbering zu flüchten. Diese Tatsache vermöchte scheinbar überdimensionierte Ringmauerbereiche bei Burg und Stadt besonders im 13. Jahrhundert zu erklären. Neben dem militärischen verdient sodann der Wirtschafts- und Verkehrsbereich der Burg mit Stapelzwang und eventuellem Geleitrecht Beachtung. Burgbezirke können auch Burgfriedens- und Gerichtskreise sein. Ein Burgbezirk umspannte eventuell grundherrschaftliche Rechte und vermochte auf Grund solch in unterschiedlicher Dichte neben- und übereinander gelagerter Funktionen seit dem 12. Jahrhundert sogar zum politischen Machtbereich zu werden. Möge der schweizerischen Burgenforschung aus derartigen synthetischen Bearbeitungen des schriftlichen Quellenmaterials weiterhin ebenso reiche Anregung zuffießen, wie dies in der jüngsten Zeit von seiten der Archäologie geschehen ist.

II.

Wenn man heute auch bei uns an die wirkliche Auswertung der Sachquellen, d. h. der Burgen an sich und der durch Ausgrabungen erschlossenen Bodenfunde im Baugrund der Festungsbauwerke herangetreten ist, so hat man das zumindest hinsichtlich einer strengen Methode dem Einfluß von Prähistorikern und Archäologen zu danken. Schon allein aus der subtilen Untersuchung des aufgehenden Mauerwerks, und zwar in Zusammenhang mit den topographischen Gegebenheiten und den schriftlichen und eventuellen bildlichen Quellen, läßt sich die Baugeschichte einer Burg weitgehend klären. Ruinen, die seit dem beginnenden Zerfall der intakten Anlage durch Sicherungs- und Renovationsarbeiten nicht angetastet wurden, sind im ganzen dankbarere Forschungsobjekte als noch in Gebrauch stehende Bauten.

Wir besitzen in der Westschweiz einen Meister auf diesem Gebiet, *Louis Blondel*, den Genfer Kantonsarchäologen. Aus seiner Feder erhält seit Jahren eine *Walliserburg* nach der andern ihre wohlgerundete und gut proportio-

³⁸ Wiener rechtsgeschichtliche Arbeiten, Bd. 3. Verlag Herold, Wien und München 1956. 101 S. Burgenliteratur vgl. besonders S. 33, Anm. 103. Vgl. auch: H. STRAHM, *Zur Verfassungstopographie der mittelalterlichen Stadt* (SZG, 1950), besonders S. 396—405.

nierte Biographie von zehn bis zwanzig Druckseiten³⁹. In einem zukünftigen Walliser Burgenbuch werden diese Darstellungen die Kabinettstücke bilden. Mit einem scharfen Blick für den am richtigen Ort placierten Wehrbau umreißt Blondel in Text und Plan die Situation jeder Burg. Dem quellenmäßig konzis belegten historischen Abriß folgt zum Schluß die archäologische Beschreibung, und es ist erstaunlich, was alles Blondel, meist ohne jede Sondierung mit dem Spaten, auch aus den dürftigsten Spuren, aus Terrain-erhebungen und -einsenkungen, aus Bauschutt und Mauerresten, über die Disposition der einzelnen Wehranlagen nicht bloß vage zu vermuten, sondern herauszulesen und scharfsinnig zu interpretieren vermag. Imponierend an diesen Monographien ist die Verbindung topographischer, toponomastischer, quellenkritischer und archäologischer Methodik. Es versteht sich von selbst, daß ausgewählte Erd- und Luftaufnahmen den Text fast jeder Monographie begleiten.

Mit der am Einzelobjekt gewonnenen Erfahrung vermochte Blondel nicht nur die Kenntnis der Schweizer Burgen, sondern auch die allgemeine Burgenkunde zu bereichern; dabei denkt der Rezensent vornehmlich an die durch 17 einfache, jedoch klare Bauskizzen ergänzten 51 Textseiten der *Architecture militaire au temps de Pierre II de Savoie*⁴⁰. Bauanalysen an westschweizerischen und savoyischen Burgen und Interpretation der Rechnungen savoyischer Burgvögte (Rotuli) im Turiner Archiv ergeben im Zusammenspiel eine die 2. Hälfte des 13. Jahrhunderts umspannende präzise Chronologie der runden Bergfriede (donjons). Die englisch-französischen Beziehungen Peters II. als Kriegs- und Bauherr treten ins Licht. Vornehmlich auf den savoyischen Vogtsrechnungen basiert überdies die umfangreiche baugeschichtliche Monographie von F. Burri über *Die einstige Reichsfeste Grasburg*⁴¹ an der Sense.

Während Sakralbauten vor ihrer Restaurierung heute meist einer *gründlichen* baugeschichtlichen Prüfung unterzogen werden, scheint das bezüglich bewohnter Wehranlagen noch nicht die Regel zu sein. Um so erfreulicher ist der durch zahlreiche Aufnahmen, besonders auch der verschiedenartigen Mauerverbände, ergänzte Bericht, den der bauleitende Architekt, H. Leuzinger, über seine von Archivstudien begleiteten Untersuchungen in den zugeschütteten Grabenanlagen und an den Außenmauern des Zürcher Land-

³⁹In: Vallesia, Bulletin annuel de la Bibliothèque et des Archives cantonales du Valais, des Musées de Valère et de la Majorie, ca. 1946 ff. Annales valaisannes, Bulletin trimestriel de la Société d'histoire du Valais romand, ca. 1943 ff.

⁴⁰LOUIS BLONDEL, *L'architecture militaire au temps de Pierre II de Savoie, Les donjons circulaires* (Genava, Bulletin du Musée d'art et d'histoire de Genève de l'Ariana, 1935, S. 271—321, mit Abb.). Vgl. auch die Besprechung von O. Dessemontet über das jüngste burgenkundliche Werk von BLONDEL, *Châteaux de l'ancien diocèse de Genève*, Genf 1956, in: SZG, 1957, S. 385—386.

⁴¹FRIEDRICH BURRI, *Die einstige Reichsfeste Grasburg, Geschichte, Rekonstruktion, Einkünfte*, (Archiv des Historischen Vereins des Kantons Bern, Bd. XXXIII, Heft 1). Verlag A. Francke AG., Bern 1935. 360 S., mit 51 Abb.

vogteisitzes *Greifensee*⁴² vorlegt. Im Alten Zürichkrieg zerstört, wurde dieser erst 1520 wieder aufgebaut. Anhand baulicher Vergleiche mit andern Burgen möchte der Verfasser die Bauzeit des 1261 erstmals bezeugten Rapperswiler Wehrturmes ins erste Viertel des 13. Jahrhunderts festlegen. Für den nicht Ortskundigen hätten Graben- und längst verschwundene Zwingeranlagen mit Brücke und Tor durch je eine Rekonstruktionsskizze über den Bauzustand bis 1444 und seit 1520 noch besser als durch Worte verdeutlicht werden können. Das Hypothetische, das solchen Rekonstruktionen immer anhaftet, würde man neben dem wohlbelegten Bericht gerne in Kauf nehmen. Die Wasserversorgung der Burg war durch einen 8 Meter tief in den Sandsteinfelsen gehauenen Sodbrunnen sichergestellt. Im Schloßkeller fand sich auch eine beigabenlose Skelettbestattung, die wohl in die Belagerungszeit von 1444 zurückgeht. Auf der Appenzellerburg Clanx ist den Ausgräbern seinerzeit ein bis in die technischen Einzelheiten geführter Nachweis der Unterminierung feindseitiger Turmmauern anlässlich der Belagerung von 1291 gelungen; in Greifensee konnte die archäologische Untersuchung leider nicht bis zu den chronikalisch bezeugten Miniergängen der Eidgenossen vorstoßen. Wenn an der gediegen restaurierten Burg heute die beiden Baustapen von vor 1444 und von 1520 leicht abgelesen werden können, ist das in allererster Linie den baugeschichtlichen Studien des Architekten zu verdanken.

Propst *Josef Weingartner* aus Innsbruck fehlen die praktischen Kenntnisse des Architekten, und doch ist es diesem bekannten Burgenforscher auf Grund seiner Archivstudien und jahrzehntelanger Erfahrung gelungen, aus dem Mauerwerk der noch bewohnten und der zerfallenen Tirolerburgen manches über deren Baugeschichte herauszulesen. Seiner Tiroler Burgenkunde hat er in handlichem Taschenformat eine völlig umgearbeitete zweite Auflage des Führers durch die *Bozner Burgen*⁴³ folgen lassen, die vorbildlich ist. Auch wenn durch einzelne Burgenschilderungen ein poetischer Zug weht und die tiefe Verbundenheit des Verfassers mit den gesegneten Fluren des Bozner Beckens und den sturmsichern, jähren Porphyrwänden und Kalkzacken seiner Umgebung da und dort aufleuchtet, durchzieht die kritische, wissenschaftliche Einstellung Weingartners den ganzen Text wie ein roter Faden. Und wenn zahlreiche Abbildungen, die den scharfen Gelände- und Grundrißzeichnungen (leider ohne Maßstab) gegenüberstehen, die Stimmungen dieses sonnendurchfluteten Berglandes noch so gut einfangen, so verraten sie doch immer die Wahl durch eine Persönlichkeit, die in erster Linie die sachlich klare Dokumentation gesucht hat.

«Nur ganz wenige Burgen haben ihre ursprüngliche Gestalt bewahrt» (S. 20), sagt Weingartner, und er setzt damit zur berechtigten Kritik an

⁴²HANS LEUZINGER, *Das Schloß Greifensee, Archäologische Untersuchungen und Außenrestauration 1948—1953* (ZSAK, 1956, S. 207—234, mit 12 Abb. u. Taf. 85—98).

⁴³JOSEF WEINGARTNER, *Bozner Burgen*, 2. Aufl. Tyrolia Verlag, Innsbruck 1953. 295 S., mit 35 Grundrissen, 64 Taf. Vgl. auch meine Besprechung zu WEINGARTNER, *Tiroler Burgenkunde* in: SZG, 1954, S. 288—293.

dem angesehenen Otto Piper und an manchem heutigen Burgenforscher an: «Bevor man sich nicht darüber klar geworden, was an unsern Burgen zum ursprünglichen Bestand gehört und was später hinzukam, ist keine wissenschaftliche Burgenkunde möglich. . . Man hat sich bei dem vielfachen Interesse für mittelalterliche Rittersitze zwar große Mühe gegeben, ihre äußere Geschichte, die Reihenfolge ihrer Besitzer, die kriegerischen Ereignisse und selbst die Sagen, in denen sie eine Rolle spielen, möglichst vollständig zusammenzutragen, an der Baugeschichte aber gehen die meisten Autoren vorüber» (S. 21). Und der Verfasser zeigt dann in besondern Kapiteln, daß die schriftliche Quellenforschung, die rein wehrtechnische Untersuchung und auch die kunstgeschichtliche Betrachtung gerade für die Altersbestimmung der Burganlagen im ganzen gesehen unzureichend sind. In einem überzeugenden Kapitel legt er dar, wie er durch das Studium der mittelalterlichen Mauertechniken aus der Dicke der Mauern, der Steinbearbeitung, den Mauerverbänden, den Ausfugungen usf. die zuverlässigsten Kriterien für eine allerdings nicht zu engmaschige Altersbestimmung der Tiroler Burgen gewonnen hat. Daß sein Grundgedanke, «die Mauertechnik sei von der gut romanischen Zeit ab stetig gesunken» (S. 44), im großen und ganzen richtig ist, das kann man auch an unsern schweizerischen Wehranlagen und Sakralbauten beobachten.

In seinen *Rheinischen Wasserburgen*, von denen manche infolge der im Tagbau erfolgenden Braunkohle-Gewinnung baldigem Untergang geweiht ist, geht auch *Theodor Wildeman*⁴⁴, Denkmalpfleger in Bonn, bautechnischen Voraussetzungen und Materialfragen nach. Die Erbauer der in fruchtbaren Landstrichen enger, in ertragsärmeren weiter auseinandergewückten niederrheinischen Wasserburgen waren in der Platzwahl von den Wasserläufen abhängig, welche nicht nur die schützenden Gräben, sondern auch die Getreide- und Ölmühlen in den Vorburgen speisen mußten; bezüglich der Grundrißgestaltung jedoch konnten sie freier disponieren als die Herren der Höhenburgen. Dafür mußten sich besonders kleinere Lehens-träger, die sich kostspielige Naturstein- und Kalktransporte per Achse oder Schiff nicht zu leisten vermochten, ans einheimische Material halten. So überwiegt denn bis ca. 1300 die Holzkonstruktion, d. h. der Bohlenstab-, der Block- und der Fachwerkbau mit Lehmstakung z. T. in Verbindung mit Steinwerk. Der Kontakt des Adels mit dem Mittelmeerraum auf Kreuz- und Romzügen führte ab 1200 zur Aufnahme des Ziegelbrandes, doch setzte sich der Backstein im Burgenbau erst im 14. Jahrhundert durch. Anders war die Lage auf dem Baustoffmarkt im Umkreis des Rheinischen Schiefergebirges, wo Bruchsteine für den Mauerbau und Schiefer für die Dächer von jeher leichter beschafft werden können, und dort, wo findige Meister des 12. Jahrhunderts von den nahen Ruinen römischer Aquädukte ausnahmsweise schwere Blöcke römischen Gußbetons zum Turm- und Torbau heran-

⁴⁴THEODOR WILDEMAN, *Rheinische Wasserburgen und wasserumwehrte Schloßbauten*. Gesellschaft für Buchdruckerei AG., Neuß am Rhein 1954. 86 S., mit 46 Abb., 160 Taf.

schaffen ließen. Wie im Altertum pflegte man die Bauten auch im Mittelalter farbig zu verputzen. Der Adel hatte allen Grund, einem belagernden Feind das Erkennen des Baumaterials und des Mauerverbandes seiner Wehrbauten zu erschweren; so schmückte er seine festen Sitze mit den leuchtenden heraldischen Farben. Es geht auch die schweizerische Burgenforschung an, wenn Wildeman aus dem Studium verschiedenster Baustoffprobleme die Einsicht gewonnen hat: «Die Kenntnis der mittelalterlichen Lage auf dem Baustoffmarkt und der Steinquellen selbst ist für die Burgenforschung unerläßliche Grundlage für den Werdegang der Baugeschichte unserer Burgen» (S. 36—37).

Basierend auf Untersuchungen von E. Renard und anderen, hat Wildeman auch allgemein Bedeutsames über die frühesten Adelsitze des 10. und 11. Jahrhunderts, die sogenannten Turmhügel-Wallburgen oder Motten zu sagen. Eine solche Motte ist vermutlich auch der 1950 teilweise untersuchte Zunzger Büchel (Baselland)⁴⁵. Zugunsten einer andernorts errichteten Burg z. T. früh wieder verlassen, ergeben die rheinischen Motten ideale Objekte für die Burgenforschung mit dem Spaten; z. T. liegen sie allerdings im Baugrund späterer Wasserburgen, leben aber in deren allgemeiner Grundrißdisposition fort. Man kennt diese Motten längst aus dem normännischen Bereich beidseits des Kanals; sie im deutschen Gebiet klarer erfaßt zu haben, ist offenbar das Verdienst der jüngern niederdeutschen Burgenforschung. Der vorerst hölzerne Turm war auf künstlich aufgeschüttetem und oben abgeplattetem Rundhügel erbaut und von Palisaden umgeben. Ringgraben und Wall umzogen den Haupthügel. Dieser beherrschte die anschließende und in gleicher Art geschützte Vorburg mit ihren Holzhäusern. Die hufeisenförmigen oder rechteckigen Vorburgen, die auch für die spätern Wasserburgen charakteristisch bleiben, sind das Hauptkriterium für eine nur von der Grundrißdisposition ausgehende Unterscheidung frühmittelalterlicher Burgen von vor- und frühgeschichtlichen Ringwallanlagen. Wo in etwas späterm Stadium Türme statt in Holz in Stein fundiert waren, wurden sie sekundär bis zu einer gewissen Höhe «eingemottet», d. h. man schüttete den Hügel ringsum an. Diese Einmottung konnte in einem Fall auch für einen viereckigen, eichenen Brunnenschacht nachgewiesen werden, der also gleichzeitig mit dem künstlichen Hügel hochgezogen worden war.

Wildeman kann eine von der Höhenburg abweichende Entwicklungsgeschichte der niederdeutschen Wasserburgen, von denen viele neben der Landesverwaltung vor allem der Sicherung der Bewirtschaftung ausgedehnter Ackerbaugebiete dienten, an acht ausgewählten Grundrißbeispielen aufzeigen. Und an diesem wohlbelegten Beitrag zur Burgentypologie fällt vor allem auf, wie sich besonders die charakteristischen Vorburgen in der flachen Landschaft immer weiter ausdehnten und schließlich die Gesamtanlage nicht

⁴⁵Vgl.: RENÉ WYSS, *Die Entdeckung eines neuen Burgentyps in Baselland* (Nationalzeitung, Basel, 2. August 1951, Nr. 349, mit Abb.). 41. Jahrbuch der Schweizerischen Gesellschaft für Urgeschichte, Frauenfeld 1951, S. 140.

mehr von *einem* beherrschenden Bergfried, sondern von verschiedenen, gleichwertigen Schwerpunkten in Flankierungstürmen und Torbauten aus verteidigt wurden. Der Verfasser sieht die Hauptursachen für die im 13. Jahrhundert machtvoll einsetzende Wandlung der holz- oder steinbewehrten Motten zu Wasserburgen im Einfluß des mittelmeerischen Burgenbaus, im Aufkommen des Backsteinbrandes und in der Verdrängung des Bogens durch die Armbrust. Nachdem die schriftlichen Quellen über die mittelalterliche Burg im Großteil der europäischen Länder bekannt und ausgewertet sind, muß Burgenforschung heute vor allem Baukunde, Sachforschung sein. Ihr ist Wildeman vornehmlich verbunden; das zeigen neben den 160 Bildtafeln auch die zahlreichen Abbildungen und Grundrisse im Text.

Am Internationalen Burgenforscherkongreß, der 1951 in Bad Ragaz tagte, hat *H. von Caboga* einen Vortrag gehalten über das Thema *Der Orient und sein Einfluß auf den mittelalterlichen Wehrbau des Abendlandes*⁴⁶. Das Referat liegt im Druck vor; es wird ergänzt durch ein selbständiges Heftchen mit 39 vereinfachten oder gar unvollständigen (z. B. Nr. 21) und mehrheitlich ohne Terrainzeichnung reproduzierten Mauergrundrissen von Wehranlagen aus nahöstlichen, arabischen, nordafrikanischen sowie süd-, west- und mitteleuropäischen Ländern. Zum größten Teil fehlen die Maßstäbe oder dann sind sie ungenau (z. B. Nr. 11), so daß Größenvergleiche unmöglich werden, auch bleibt die Beschriftung der einzelnen Grundrisse unzureichend oder fehlerhaft (z. B. Nr. 12, 17). Über die Datierung der Anlagen wird nur in wenigen Fällen, vom verschiedenen Alter der einzelnen Bauteile überhaupt nichts gesagt. So präsentiert, kommt Cabogas *Studie zum Problem einer Typologie*⁴⁷, welche einen an den römischen Kastellstil anlehenden arabisch-byzantinischen Burgentyp einem nördlichen Ringburgentyp und einem unregelmäßigen Burgentyp gegenüberstellt, kaum über Schuchhardts Versuch einer Typenscheidung bei Wehranlagen hinaus. Und doch wären neben klein- und weiträumigen kartographischen Aufzeichnungen der mittelalterlichen Burgen auch Sammlungen ausgewählter Grundrisse, die nach mittelalterlichen Kultur- und Herrschaftsbereichen, nach zeitlichen Abschnitten und auf Grund der unangefochtenen wichtigsten Grundrißtypen (z. B. Höhenburg, Wasserburg usw.) geordnet sein müßten, ideale Arbeitsinstrumente einer regionalen wie einer weltweiten Burgenforschung. Aber solchen Burgenkarten und Grundrißsammlungen müssen solide Einzeluntersuchungen vorangehen. Zu einer ganze Kontinente umspannenden vergleichenden Burgenforschung, zum Studium des Problems der Typenwanderung, z. B. aus dem arabisch-byzantinischen Raum nach dem südlichen und dann auch nach dem nördlichen Europa, hat Caboga in seinem gedruckten Vortrag aufgerufen, und der Rezensent möchte ihm, wenn dies heute so leichthin zu bewerkstelligen wäre, sofort und gerne folgen. «Die Tatsache, daß es

⁴⁶Mitteilungen der Castellologischen Kommission der Philo-byzantinischen Akademie, Nr. 1, Madrid 1953. 36 S., 1 Karte. In französischer Sprache in: VIBI, I. Reihe, Nr. 1, 1951. 16 S.

⁴⁷VIBI, I. Reihe, Nr. 2, 1952. 2 S., 14 Taf. mit Grundrissen.

der Okzident war, der das Gesicht der Welt prägte, in der wir heute leben», stellt der Verfasser fest, «darf die Wissenschaft nicht dazu verleiten, den Aufbau der Kultur dieser Welt nur in zu engen Grenzen zu verfolgen oder zu sehr durch die europäische Brille zu beurteilen», und er rechnet mit der «konservativen, mit einem deutlichen europäischen Stempel versehenen» Betrachtungsweise der Weltgeschichte ab (S. 7). Er möchte — und das ist ein Wunsch, der in allen Veröffentlichungen Cabogas anklingt — die Burgenforschung schließlich «nicht nur als Nebenzweig der Historik, Kunsthistorik, Archäologie, Architektur oder der Militärwissenschaft» (S. 32) betrachtet wissen, sondern ihr eine geachtete Stellung unter den Humaniora verschaffen.

Der Rezensent bekennt offen, daß er kaum eines der in einem Literaturverzeichnis aufgezählten Bücher über Japan, Persien, Anatolien, Syrien, Arabien, Serbien, Montenegro usf. gelesen hat. So weiß er um die von Caboga genannten Festungen Gomdam, Salhin, Hadramaut, Haleb, Subeibe, Qasr-er-Heir und viele andere kaum dem Namen nach. Er hat aber mehrere Veröffentlichungen des ehemaligen Leiters des 1949 gegründeten Internationalen Burgenforschungs-Institutes in Rapperswil, die nicht einfach unverbindliche populäre Schriften sein wollen, aufs genaueste durchgelesen und hält als Resultat fest, daß ihnen allen, so vielseitig sie auch immer sein mögen, nach seiner Auffassung die solide wissenschaftliche Grundlage und Methode fehlt⁴⁸.

III.

Aus der von schriftlichen Quellen ausgehenden rechtsgeschichtlichen Arbeit von H. Fischer über Burgbezirk und Stadtgebiet ist ersichtlich, daß sich die Untersuchungen über die mittelalterliche Stadt und die Burg mannigfach berühren und überlagern. Das bleibt selbstverständlich auch im archäologischen Forschungssektor der Fall. Die Beispiele von Städten, die in ihrer Frühsiedlung und dann mit dem Befestigungsring an eine ältere Burg anlehnen, diese mit der Zeit deklassieren und manchmal ganz verdrängen, sind allbekannt. So sei hier auf drei wertvolle, aber sehr verschiedenartige stadtgeschichtliche Werke hingewiesen, von denen her auch der reinen Burgenforschung reiche Anregung erwächst. Mit den verfeinerten Methoden des Prähistorikers hat *Emil Vogt*⁴⁹ auf dem in der Zürcher Alt-

⁴⁸Weil ich nicht in die seit Jahren bekannten innern Verhältnisse des IBI eingreifen wollte, habe ich die Kritik an den Veröffentlichungen Cabogas bis zu der 1957 erfolgten Neuordnung des IBI, die mit der Neubesetzung des Leiterpostens Hand in Hand ging, zurückgehalten.

⁴⁹EMIL VOGT, *Der Lindenhof in Zürich, Zwölf Jahrhunderte Stadtgeschichte auf Grund der Ausgrabungen 1937/38*, Zürich 1948. Vgl. die Besprechung von M. Beck in ZSG, 1949, S. 70—76. Vgl. auch: H. BÜTTNER, *Die Anfänge der Stadt Zürich* (SZG, 1951, S. 529—544). Vogt hat auch an andern bedeutsamen Stellen des mittelalterlichen Zürich Ausgrabungen durchgeführt. Vgl.: E. VOGT und H. HERTER, *Wasserkirche und Helmhaus in Zürich*, Zürich 1943. Über seine Ausgrabungen im Fraumünster orientiert Vogt in: NZZ, 20. Nov. 1953, 11. Mai 1957. ZSAK, 1957, S. 116—117 u. Taf. 34.

stadt ragenden Lindenhofhügel ein spätrömisches Kastell sowie neben vor-karolingischen Bauten auch eine karolingische und eine ottonische Pfalz, ferner eine Pfalzburg des 11./12. Jahrhunderts, die um 1218 geschleift worden ist, untersucht, gedeutet und in Rekonstruktionsskizzen anschaulich dargestellt. J. Béguin befaßte sich während Jahrzehnten mit dem Studium der Befestigungsreste Neuenburgs und leitete in den 1940er Jahren groß-angelegte archäologische Untersuchungen im Schloßareal, dem Herz der alten Stadt. Darüber hat er unter anderm in einer an einen weitem Interessentenkreis gerichteten Publikation *Le Château de Neuchâtel*⁵⁰ Rechenschaft abgelegt. Auch wenn diesem Buch viel Eigenwilligkeit anhaftet und gewissermaßen an die Stelle des wissenschaftlichen Apparates schmissige Skizzen des Verfassers treten, hat es uns über die wechselseitige Beeinflussung von Waffenwirkung und Wehrarchitektur, vor allem aber bezüglich der Forschungsmethoden des Architekten Wesentliches zu sagen. Paul Hofers erstklassig bebildertes Werk über *Die Wehrbauten Berns* wird durch eine selbstständige *Regestenpublikation*⁵¹ mit aufschlußreichem Glossar über Tore, Schanzen u. a. quellenmäßig noch eindrücklicher untermauert, als dies im Hauptband bereits der Fall ist. Die Regesten machen aber auch klar, wie dürftig die schriftlichen Quellen bis ins Spätmittelalter hinein fließen und wie entscheidend es demzufolge nicht nur für die Burgenkunde, sondern auch für die mittelalterliche Stadtgeschichte ist, die Mauern selbst zum Sprechen zu bringen. Von den 281 exzerpierten Quellen über Tore und Brücken z. B. gehört eine einzige dem 13. Jahrhundert an, 26 stammen aus dem 14., 36 aus dem 15. Jahrhundert; alle übrigen führen darüber hinaus bis ans Ende des Ancien régime, und doch möchte man sich das umgekehrte Zahlenverhältnis wünschen!

Beide Veröffentlichungen geben Gelegenheit *Die Kunstdenkmäler der Schweiz*, deren Bände vielfach auch die Burgen einbeziehen, wenigstens zu erwähnen, denn der Kunsthistoriker Hofer ist von der Bernischen Kunstdenkmäler-Inventarisierung her an die einläßliche Monographie der Befestigungsringe herantreten. Neben den schriftlichen und bildlichen Quellen stützt sich seine Darstellung auch auf die Ergebnisse archäologischer Sondierungen besonders im Areal der einstigen Feste Nydegg und auf bautechnische Untersuchungen in den Kellern und Erdgeschossen der an den ehemaligen Mauergürteln der mittelalterlichen Stadt gelegenen Häuser.

Das alte Bern ist, topographisch gesehen, aus einem Flußübergang am Aareknie erwachsen, der anfänglich durch eine Fähre, um 1256 auch durch

⁵⁰ Verlag La Baconnière, Neuenburg 1948. 174 S., mit 66 Zeichnungen. Vgl. die kurze Besprechung von H. Strahm, ZSG, 1948, S. 524.

⁵¹ PAUL HOFER, *Die Wehrbauten Berns, Burg Nydegg und Stadtbefestigung vom 12. bis zum 19. Jahrhundert*. Benteli-Verlag, Bern 1953. 104 S., mit 25 Abb., 1 Plan, 24 Taf. WALTER BIBER und PAUL HOFER, *Regesten zur Baugeschichte der Stadt Bern*, Heft 2: *Die vier Haupttore, Schanzen, Brücken, Stadtbrunnen*. Verlag Paul Haupt, Bern 1954. 104 S. Vgl. auch P. HOFER, *Die Kunstdenkmäler des Kantons Bern*, Bd. 1: *Die Stadt Bern*. Basel 1952, S. 22—176.

eine Brücke bewerkstelligt wurde. Um 1270 entstand am Ostufer ein befestigter Brückenkopf. Eine «vorstädtebauliche» Ufersiedlung am Westausgang des Flußüberganges war wohl seit der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts bis um 1270 (Zerstörung durch die Berner) von der Reichsburg Nydegg überhöht. Zu diesen vier Elementen gesellte sich um 1160 das zukunftsstarke fünfte, die erste befestigte Stadt in der Aareschleife. Ihr Wachstum war gelenkt durch den Verlauf der allein nach Westen offenen, schmalen Aarehalbinsel; das drückt sich bis anfangs des 19. Jahrhunderts am sichtbarsten aus in viermaliger, um 1191, 1256, 1345 und 1622—1634 erfolgter Verschiebung des quer über den Halbinselrücken laufenden doppelten Westmauer-, resp. Schanzengürtels. Es bleibt *ein* Hauptverdienst von Hofer, diese Tatsache bis in alle möglichen Einzelheiten des genauen Mauer- und Grabenverlaufes, der verschiedenen Mauerdicken und Mauerverbände an Türmen, Toren und Bering herausgearbeitet zu haben. In stilkritischem Vergleich rückt der Verfasser die um 1500 erfolgte *äußere* Umwandlung der kubusartigen, wuchtigen und nüchternen Wehrbauten der Romanik zur vielfältigen und malerischen Silhouette spätmittelalterlicher Städte ins Licht. Ein zweites erscheint nicht minder wichtig: Es ist dem Verfasser gelungen, das bisherige Schemen der Reichsburg Nydegg in ihrem Anfangsbestand zu Beginn und in ihrer Erweiterung gegen Ende des 12. Jahrhunderts als Bau im wesentlichen zu erfassen. Daß dies schon rein technisch mit größten Schwierigkeiten verbunden war, mag der Hinweis auf einen Sondierschacht dartun, der im Innern der heutigen Nydeggkirche bis auf die Sohle des einstigen Burggrabens, d. h. 7,5 Meter tief, vorgetrieben wurde. Aber nun wissen wir Eindeutiges nicht nur über den Graben, den Zugang und den Kern der ursprünglichen Burg, sondern auch über den Hauptturm der erweiterten Burg: Die bis 1,8 Meter mächtigen Mauern der primären Anlage waren aus zurechtgehauenen Feldsteinen in sehr hartem Kalkmörtelbett errichtet. Der Turm der sekundären Anlage besaß Mauern von der mittlern Stärke von 3,45 Meter; sie sind z. T. aus kräftigen Kieselbollen, z. T. in scharfgeschnittenem Sandstein-Quaderverband hochgeführt. Aus solchen und andern Einzelbeobachtungen setzt sich Hofers Situationsskizze der Burg Nydegg (S. 12) zusammen, auf der er nicht nur zwei deutlich geschiedene Teile der Anlage, sondern, diesen entsprechend, erstmals auch zwei gut belegte Bauperioden zu unterscheiden vermag.

Und noch ein drittes sei hervorgehoben: Hofer vergleicht die sich wandelnden Berner Mauerwerke nicht nur laufend mit andern schweizerischen Stadtbefestigungen, er reiht sie zum Schluß in die über dreitausendjährige Geschichte abendländischer Wehrarchitektur ein. Bern hat den Großteil seiner Mauern und Türme in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts ungestümem Wachstum und falsch verstandenem Freiheitsdrang geopfert. Neben einigen Toren blieben uns nur spärliche Trümmer der einst eindrucksvollen Stadtwehr erhalten, doch sind die ehemaligen Mauerzüge der Stadttopographie noch heute tief eingeprägt als Zeichen nicht des Erstarrens am Ende

des Mittelalters wie beim mauerberingten Avila oder Aigues-Mortes, sondern als Marksteine andauernden Werdens.

Der Architekt *Jacques Béguin* geht in seinen Arbeiten über die ältesten und zentralen Befestigungswerke der Hafenstadt *Neuenburg*⁵² völlig eigne Wege. Man muß bei ihm keine lückenlose, wohlgerundete Monographie über die Feste Neuenburg suchen. Aber den präzisen Beobachtungen am Mauerwerk einzelner Türme (Tour des Prisons u. a.) und Ringmauerpartien, insbesondere des überhöht gelegenen Westabschlusses der mittelalterlichen Stadt, und den gescheiterten und kritischen Überlegungen des Baufachmannes, der sich auch in die Geschichte der Wehrtechnik und Stadtplanung vertieft hat, kommt allgemeine Bedeutung zu. Und davon sei hier die Rede. «Si l'architecture est le véritable langage des peuples, le mur en est l'alphabet» (S. 20), sagt Béguin, und: «J'ai essayé de lire dans le grand livre des pierres⁵³.» Das ist eine Kunst, die von guten Kenntnissen der lokalen geographischen und geologischen Verhältnissen ausgehen und das Wissen um die Steinbrüche und die Eigenart der verschiedenen Bausteine voraussetzen muß. Sie kann nur von dem mit Meisterschaft ausgeübt werden, der sich im Handwerk des Steinmetzen und Maurers auskennt. Wie auch Weingartner in seinen «Bozner Burgen» zeigt, ergibt sich eine relative Chronologie der verschiedenen Mauerarten und Mauertechniken aus der sehr genauen Beobachtung an jahrhundertlang immer wieder ausgebessertem und aufgestocktem Mauerwerk eines einzelnen oder mehrerer engverwandter Baukomplexe. Ob die verschiedenen Mauerarten mit absoluten Daten in Beziehung gebracht werden können, hängt einmal von den archivalischen Quellen, von sicher zu datierenden Bauunternehmen und Zerstörungen an den untersuchten Objekten ab, und dann vom Vorhandensein eindeutiger Stilmerkmale an Gewänden, Zinnen usw. Nach dieser Methode hat Béguin für die zumeist in Kalkstein erbauten Neuenburger Befestigungswerke zwischen 1032 (Zerstörung der Stadt durch Konrad den Salier) und 1686 (Explosion und Wiederherstellung eines Pulverturmes) in vier datenmäßig umgrenzbaren Gruppen sieben verschiedene Mauertypen erfaßt. Mit drei weiteren Typen stößt er über das früheste gesicherte Datum (1032) vermutungsweise bis ins 9. Jahrhundert zurück. Auf der Grundlage seiner grosso modo datierten Mauertypen und von genauen Terrainbeobachtungen kommt der Verfasser in dem uns interessierenden Zeitabschnitt zu vier baugeschichtlichen Rekonstruktions-skizzen der Neuenburger Befestigungsanlagen. Er belegt die Skizzen mit den Daten 1030, 1350, 1450 und 1648.

Die Burgenforschung kann in sehr vielen Fällen weder archivalisch noch auf Grund stilkritischer Überlegungen gewonnene absolute Daten mit dem vorgefundenen Mauerbestand in Beziehung bringen. So erhebt sich die

⁵²Nachfolgend ist besonders die Rede von: JACQUES BÉGUIN, *Notes sur les maçonneries de la Tour des Prisons et du rempart Ouest du Château de Neuchâtel* (ZSAK, 1947, S. 1—20, mit 11 Zeichnungen).

⁵³*Le Château de Neuchâtel*, S. 18.

wichtige Frage, ob die von Béguin an einem Einzelbeispiel gewonnenen Resultate verallgemeinert werden dürfen, d. h. ob die Neuenburger Mauertypen im gleichen Zeitraum auch in einem weitem geographischen Raum auftreten. Der Verfasser beantwortet diese Frage selber, und was er darüber sagt, sollte der Burgenforschung Ansporn sein, die zwar bekannte, aber selten konsequent und kritisch gehandhabte Methode der absoluten Datierung nach dem Mauercharakter zu erproben und zu vervollständigen. Béguin schreibt: «J'ai tenté sur un espace restreint une classification des maçonneries. N'a de valeur que le général. Ayant contrôlé mes dires d'Yverdon à Bienne, puis en maints endroits le long du Jura, j'arrive à la conviction que les remarques faites ici sont valables partout où l'on utilise le calcaire. Des sondages faits à Bâle sur le grès rouge, à Zurich sur le grès coquillé, montrent que mes remarques peuvent dans une grande mesure se généraliser. Il suffit de faire la part du granit grossier dans quelques édifices anciens du Valais et des Grisons, surtout dans les murs romains du Valais, exceptions qui confirment la règle pour constater que mes remarques peuvent être faites partout» (S. 20).

Hektor Ammann hat vor fünfzehn Jahren einen vielseitigen Überblick über *Die Möglichkeiten des Spatens in der mittelalterlichen Städteforschung der Schweiz*⁵⁴ vorgelegt. Der Archäologe wurde in den letzten Jahrzehnten denn auch häufiger als vorher zur Untersuchung von städtischen Befestigungs-, Sakral- und Wohnbauten herangezogen. Neben Zürich, Bern und Neuenburg ist vor allem Genf zu nennen, wo L. Blondel seit langem an der Aufhellung der frühmittelalterlichen Stadtopographie arbeitet. W. Drack hat den Spaten auf dem Friedhofplatz in Solothurn und neuerdings im Allerheiligen-Münster zu Schaffhausen angesetzt, E. Laur leitete verschiedene Ausgrabungen auf dem Münsterplatz und an andern Stellen von Alt-Basel, während W. Sulser bestehende und abgegangene Kirchen der rätischen Bischofsresidenz untersucht und H. R. Sennhauser in Zurzach den Anstoß zur Freilegung einer frühmittelalterlichen Kirche gegeben hat. Auch an untergegangene Kleinstädte des Mittelalters machte sich die Bodenforschung heran. K. Heids Grabungsbericht über Burg und Städtchen *Glanzenberg*⁵⁵ an der Limmat liegt, leider ohne detaillierte Planaufnahme, in erweiterter Fassung vor und bestätigt auf Grund der Kleinfunde die Kurzlebigkeit der um 1240 gegründeten und 1268 gestürmten Regensberger Anlage. Der Rezensent leitete die archäologische Untersuchung am letzten Rest der Eschenbacher Gründung *Maschwanden*⁵⁶, nahe beim Zusammenfluß von Lorze und Reuß, die leider der Kiesgewinnung geopfert wurde. W. Drack vermochte die Topographie von Burg und Städtchen *Eschenbach* (Kt. Lu-

⁵⁴ZSG, 1943, S. 1—28.

⁵⁵KARL HEID, *Glanzenberg, Bericht über die Ausgrabung 1937—1940* (Neujahrsblatt von Dietikon, 1953). 20 S., 7 Abb.

⁵⁶Vgl. vorläufig: 59. Bericht über die Verrichtungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich 1934 und 1935, S. 23.

zern)⁵⁷ und R. Bosch jene von Richensee⁵⁸ am Nordende des Baldeggersees zu klären. René Wyß hat durch einige Sondierschnitte die Zerstörung des Aarestädtchens *Altreu*⁵⁹ bei Selzach (Kt. Solothurn) mit großer Wahrscheinlichkeit in die Zeit des Guglereinfalls (1375) datiert, und A. Schätzle erforschte Lage und ungefähren Umfang von Burg und Städtchen *Mülenen*⁶⁰, die ehemals den engen Ausgang des Frutigtales sperrten. Was bei der skizzierten Rührigkeit der Städtearchäologie Hans Strahm im Hinblick auf die Untersuchung der mittelalterlichen Stadt sagt, das sollte auch im Bereich der damit eng verwandten Burgenforschung Geltung haben, daß sich nämlich «Siedlungsgeschichte, Urkundenforschung, Rechts- und Verfassungsgeschichte, Sozial- und Wirtschaftsgeschichte und neuerdings mit großem Erfolg auch die Bodenforschung⁶¹» in dieses Arbeitsgebiet teilen.

IV.

In welchem Maß sich heute die Wissenschaft vom Spaten an der Schweizer Burgenforschung beteiligt und zu was für Resultaten sie vorzustößen vermag, sei anhand der größeren Burgengrabungs-Berichte aus jüngerer Zeit nachfolgend noch umrissen. Die Schutthaufen um manche Burgruine wurden schon im vergangenen Jahrhundert und besonders seit der Gründung des Schweizerischen Burgenvereins im Jahre 1927 durchsucht und teilweise abgeräumt. Ein ernsthaftes und allseitiges wissenschaftliches Interesse und Verantwortungsgefühl und infolgedessen exakte Arbeitsmethoden und eine gute Dokumentation über die gemachten Feststellungen aber fehlten leider vielerorts. Sie sind noch jetzt nicht überall, wo eine Burg ausgegraben wird, selbstverständlich. So blieben nicht nur die Resultate solcher Forschung im ganzen bescheiden, es wurden leider auf Burgen, wie überall, wo Dilettanten ohne Beratung und weitherzige Unterstützung durch wirkliche Fachleute den Spaten ansetzen, spätere Überprüfungen erschwert oder für immer verunmöglicht. «Es ist ganz klar, daß man auch ohne jegliche Vorkenntnisse und Ausbildung mit einigen Leuten Mauerzüge entdecken und freilegen kann.» So mußte sich Hugo Schneider noch 1954 zu diesem betrüblichen Thema äußern. «Man wird, wenn es der Zufall will, auch oft sogar nicht unbedeutende Funde heben können. Aber dann hört die ‚Wissenschaft‘ gerade dort auf, wo die gewissenhafte Detailarbeit, welche allein zu neuen Erkenntnissen führen muß, erst einsetzen sollte. Vielleicht

⁵⁷ Vgl.: R. BOSCH, *Burg und Städtchen Eschenbach* (NBV, 1944, S. 189—190, mit Planskizze). H. AMMANN, *Eine Stadt entsteigt dem Boden* (SZG, 1946, S. 257—261).

⁵⁸ ZSG, 1943, S. 52—68, mit 3 Abb.

⁵⁹ Vgl.: RENÉ WYSS, *Altreu bei Selzach* (Kt. Solothurn) (Ur-Schweiz, 1949, S. 28—32, mit 3 Abb.).

⁶⁰ A. SCHAETZLE, *Burg und Städtchen Mülenen im Berner Oberland* (ZSAK, 1942, S. 21—27, mit 3 Abb., Taf. 15—16).

⁶¹ HANS STRAHM, *Zur Verfassungstopographie der mittelalterlichen Stadt* (SZG, 1950), S. 373.

wird noch der ungefähre Grundriß der ganzen Wehranlage erkannt und auf Grund dieser bescheidenen Resultate möglichst rasch ein Modell der ehemaligen Burg geschaffen... Die verschiedenen Bauetappen sind in den allerseltensten Fällen auch nur einigermaßen klar festgestellt. Ein Übereinanderliegen oder Ineinandergreifen mehrerer Kulturschichten ist aus rein technischem Unvermögen überhaupt nicht oder ganz ungenügend herausgearbeitet. Denn hiezu gehört ein besonders befähigtes Auge oder mindestens eine lange Erfahrung. Dementsprechend ist man ohne das nötige Rüstzeug auch nicht in der Lage, die gemachten Funde zeitlich genauer einzuordnen und zu klassieren⁶².»

All das ist bedauerlich, weil ja dort, wo die schriftlichen Quellen schweigen — und das ist in der Adelsgeschichte noch viel häufiger der Fall als in Stadt- und Kirchengeschichte —, bei sorgfältiger archäologischer Untersuchung nicht nur die Dynastenburgern als mittelalterliche Zentren der Territorialverwaltung, sondern im Grunde jede kleine Ministerialenfeste mit ihrem Mauerwerk und ihren Kulturschichten mehr oder weniger bedeutsame Beiträge sowohl zur lokalen Heimatkunde wie zur allgemeinen Kultur-, ja zur politischen Geschichte zu leisten vermöchte.

Eine zentrale politische Tat der Begründer unseres Staatswesens war z. B. das Brechen der Adelsburgen, und dieses setzte sich ja fort bis ins 15. Jahrhundert⁶³. Die chronikalische Überlieferung hat uns darüber wohl manchen Einzelzug bewahrt, aber wie gerne wüßten wir Genaueres z. B. über die Örtlichkeiten, über die Daten, über die Art der Zerstörung usw. Mit den heutigen Methoden könnte der Archäologe zweifellos Wesentliches darüber beibringen, aber manche der in Frage kommenden Objekte sind — allerdings aus wohlbegründetem Interesse — längst ausgegraben, die Zerstörungsschichten bleiben abgeräumt und die so wichtigen Kleinfunde, auffälligere Stücke ausgenommen, mit ihnen. So undankbar sich im ganzen Nachgrabungen gestalten, sie sollten nach gründlicher Überprüfung der in Frage kommenden chronikalischen und urkundlichen Texte sowie der eventuellen Grabungsberichte, Pläne und Fundstücke auf allen für die Burgenbrüche des 13. und des beginnenden 14. Jahrhunderts in Frage kommenden Plätzen einmal im Zusammenhang aufgenommen werden. Durch eine Arbeitsgemeinschaft von Archäologen, Historikern und andern Fachleuten müßten ihre Ergebnisse zusammen mit den frühern eine minutiöse Auswertung erfahren. Es scheint dem Rezensenten, daß mit der Neubearbeitung dieser Quellen erster Ordnung zur eidgenössischen Gründungsgeschichte

⁶²HUGO SCHNEIDER, *Burgenforschung in der Schweiz* (NBV, 1954, S. 55).

⁶³Vgl.: ANTON LARGIADÈR, *Die schweizerischen Burgen und ihre Bedeutung für die Landesgeschichte* (NBV, 1937, S. 192—194). HUGO SCHNEIDER, *Die Eidgenossen als Burgenbrecher* (Schweizer. Monatsschrift für Offiziere aller Waffen, 1945, S. 143—153). BRUNO MEYER, *Die Entstehung der Eidgenossenschaft, Der Stand der heutigen Anschauungen* (SZG, 1952, besonders S. 157—158, 193). ADOLF GASSER, *Die Burgen in der Schweizergeschichte* (Der Burgenfreund, 1954, Nr. 1, S. 3). Zu der von B. Meyer zitierten Literatur über Burgenausgrabungen in den Waldstätten ist u. a. nachzutragen: EUGEN SCHNEITER, *Die Geßlerburg ob Küßnacht* (NBV, 1949, S. 121—122, mit Abb.).

sogar ein teilweiser Mißerfolg in Kauf genommen werden dürfte. *Bruno Meyer* hat vor allem auf den Boden von Schwyz hingewiesen, wo die Befreiungskämpfe am heftigsten tobten. Seiner Auffassung, daß Ausgrabungen unmittelbare Zeugnisse des Burgenbruchs erschließen und mit ihren Resultaten zudem neues Licht auf die schriftlichen Quellen werfen würden, muß wohl jeder Historiker zustimmen. Und diesem nur als Beispiel genannten Gesichtspunkt der politischen Geschichtsschreibung, dem eine koordinierte schweizerische Burgenforschung untergeordnet werden könnte, ließen sich eine Reihe von kulturgeschichtlichen Forschungszielen anfügen. So fehlen uns doch genaue Kenntnisse über die Lebensweise vorab auf unsern ältern Burgen, über das Detail und die unterscheidenden Merkmale der Festungstechnik in den verschiedenen mittelalterlichen Zeitabschnitten, Herrschaftsgebieten und Kulturräumen, die sich gerade in unserm Land in Vielfalt gegenseitig begrenzen. Der deutsche, der englisch-französische, der burgundische, der savoyische, der italienische Burgentyp sollten, jeder in seiner Eigenart und in seinem Einfluß auf die andern, genau erfaßt werden. Und wieviel Material zur mittelalterlichen Kleinkunst, zur Waffen-, Keramik- und allgemeinen Gerätekunst liegt noch unausgewertet in den Sammlungen und in den unangetasteten Kulturschichten unserer Burgen verborgen. Der geschulte Archäologe oder der archäologisch erfahrene Amateur erst vermag diese an sich meist wertlosen Objekte zum Sprechen zu bringen; er kann ihnen — und das ist das Wichtigste — absolute Daten für die Geschichte einer Burg abringen.

*

Es war in der Schweiz ein Novum, als 1910—1921 der schwedische Archäologe *Nils Lithberg* das Schloß *Hallwil* und dessen Baugrund mit wissenschaftlicher Gründlichkeit erforschen und die Resultate in fünf Bänden⁶⁴ veröffentlichen konnte. Diese Leistung blieb einmalig; vorerst fand sie auch in kleinem Maßstab keine Nachfolge. Systematische Burgengrabungen, bei denen neben dem Mauerwerk endlich auch die Kulturschichten und *alle* Kleinfunde beachtet werden, setzten erst in den 1930er Jahren ein, so z. B. auf den Solothurner Ruinen *Alt-Bechburg* und *Neu-Falkenstein*⁶⁵. Ihnen folgten die ersten Grabungsberichte, die das Attribut wissenschaftlich verdienen. Sie enthalten neben der Bestandesbeschreibung z. T. gute Plan-

⁶⁴NILS LITHBERG u. a., *Schloß Hallwil*, 5 Bde., Stockholm 1924—1932.

⁶⁵Die Berichte des bauleitenden Architekten orientieren wohl über den Fortgang der Ausgrabungs- und Sicherungsarbeiten, sie enthalten zahlreiche Beobachtungen besonders am Mauerwerk und im einen Fall auch ein summarisches Verzeichnis der Einzelfunde; die Abhandlung von E. TATARINOFF über den ins ausgehende 12. Jahrhundert zu datierenden *Münzschatzfund von Alt-Bechburg* ausgenommen, aber wird eine wissenschaftliche Auswertung der Feststellungen und Funde nicht versucht. Vgl.: ST. PINÖSCH, F. GRUBER und E. TATARINOFF, *Die Ausgrabung und Konservierung der Ruine Alt-Bechburg 1936—1937* (Jahrbuch für solothurnische Geschichte, Bd. 11, Solothurn 1938, S. 1—63, mit 12 Abb. u. 1 Plan). F. GRUBER, *Die Ausgrabung und Konservierung der Ruine Neu-Falkenstein 1938—1939* (Jahrbuch, Bd. 13, mit 14 Abb. u. 1 Plan).

aufnahmen und Photographien des Mauerwerks, seltener Schichtenprofile und steingerechte Zeichnungen der Mauerverbände, vor allem aber Fundbeschreibungen, Fundabbildungen und Keramikprofile. Bezüglich allseitiger Auswertung des Grabungsbefundes stehen sie begreiflicherweise noch in den Anfängen. Sie sind heute vor allem als Materialpublikationen wertvoll.

An erste Stelle müssen in diesem Zusammenhang die Berichte von *Karl Heid* in Dietikon gerückt werden, denn er hat — von Lithberg abgesehen — in der schweizerischen Burgenforschung Pionierarbeit geleistet. Unter unermüdlichem persönlichem Einsatz grub er mit geringen finanziellen Mitteln und wenigen Freiwilligen 1930—1935 die kyburgisch-habsburgische Ministerialenburg *Schönenwerd*⁶⁶ an der Limmat aus; er achtete dabei auf den Mauerverband, die Kulturschichten und schenkte auch dem kleinsten Fundstück Beachtung. Und dann scheute Heid die Mühe nicht, alle Beobachtungen zu verarbeiten, die Baugeschichte der Burg zu klären und schließlich das zu tun, was von Ausgräbern leider oft unterlassen wird, die Funde sicherzustellen und die Forschungsergebnisse 1937 in einläßlichem Bericht zu veröffentlichen. Heid legte dabei ein besonderes Gewicht auf die Beschreibung und Datierung der bis dahin völlig vernachlässigten «Burgenkeramik». Seine Publikation ist denn auch bis heute überall zu Rate gezogen worden, wo man Ähnliches unternahm. 1936—1940 konnte Heid z. T. mit Mitteln des Freiwilligen Arbeitsdienstes die Ruinenstellen *Hasenburg* und *Kindhausen* in der weitem Umgebung von Dietikon untersuchen. Im veränderten Neudruck der Grabungsberichte⁶⁷ möchte er den lediglich chronikalisch für 1353 bezeugten Abgang der urkundlich nicht faßbaren Burgen auf Grund der Keramik um hundert Jahre vorverschieben. Die Anfänge von Kindhausen mit seinem Rundturm setzt er ans Ende des 12., die Hasenburg datiert er ins ausgehende 11. Jahrhundert. Weitere größere Grabungs- und Fundberichte dieses rührigen Burgenforschers befassen sich mit der aargauischen Burg *Böbikon*, mit der *Spitzburg* bei Ramlinsburg (Baselland)⁶⁸ und, wie oben (S. 498) gezeigt wurde, mit der benachbarten Feste *Schauenburg*. Die Verdienste von K. Heid um die Förderung einer systematischen Burgenforschung und Fundbergung sollen nicht geschmälert sein, wenn festgestellt wird, daß seine Datierungen mittelalterlicher Keramik, für die er ja die ersten brauchbaren Grundlagen geschaffen hat, im Detail z. T. der Überprüfung bedürfen.

Die Grabungsberichte über die Dynastenburg *Alt-Tierstein*⁶⁹ ob Frick

⁶⁶KARL HEID, *Die Burg Schönenwerd bei Dietikon, Bericht über ihre Ausgrabung durch Freiwillige in den Jahren 1930 bis 1935*. Hg. von der Kommission für Heimatkunde, Dietikon 1937. 56 S., mit 12 Abb., 15 Taf.

⁶⁷KARL HEID, *Hasenburg und Kindhausen, die Burgen am Hasenberg* (Neujahrsblatt von Dietikon, 1957), 39 S., mit 21 Abb.

⁶⁸KARL HEID, *Grabungsbericht der Burg Böbikon* (Historische Vereinigung des Bezirks Zurzach, 1951, S. 1—9). DERS., *Die Spitzburg bei Ramlinsburg* (BH, Bd. 2, 1943, S. 236—249, mit 7 Abb.).

⁶⁹HANS ERB, *Ausgrabung Tierstein 1934, Bericht des Ausgrabungsleiters* (Argovia, Jahresschrift der Historischen Gesellschaft des Kantons Aargau, 1935, S. 13—94, mit

und über den bischöflichen Ministerialsitz *Bischofstein*⁷⁰ bei Sissach sind der konsequenten Anwendung der Grabungs- und Dokumentationsmethodik, welche die Prähistorie entwickelt hat, ebensosehr verpflichtet wie den für die Beschäftigung von Arbeitslosen damals reichlich fließenden öffentlichen Mitteln. Trat am Tiersteinberg eine bis dahin nur dem geübten Auge noch in dürftigsten Resten erkennbare und vielfach um- und ausgebaute Anlage in der Größenordnung der Farnsburg und der Kyburg zutage, so fand sich später neben der sagenumwobenen Ruine Bischofstein mit Zwingeranlage und Rundturm zur großen Überraschung noch eine ältere Burg, die vielleicht zu wesentlichen Teilen in Holz konstruiert war. Weil auf beiden Grabungsplätzen die Sondiergräben bis auf das anstehende Gestein hinunter geöffnet wurden — was zu jener Zeit nicht selbstverständlich war —, gelang beiderorts die Feststellung von spätbronzezeitlicher Besiedelung der Burgfelsen. Zudem wurde dank der Sondierschnitte die Eigenart von größern Wassererhärtungs- und Wasserkläranlagen erfaßt, wie sie erst seither auch auf andern Burgen gefunden werden konnten. Die in der Publikation von *Horand* über Bischofstein besonders umsichtig beschriebenen und abgebildeten Kleinfunde, die Gebrauchs- und Ofenkeramik voran, begrenzen die Lebensdauer der durch das Erdbeben von 1356 schwer betroffenen Bischofsteiner Burgen mit ca. 1250 bis maximal 1470. Tierstein mit seiner sehr großen Zahl von verschiedenartigen Kleinfunden in Ton, Glas, Eisen, Bronze, Zinn und Bein scheint vom 12. bis ins 15. Jahrhundert hinein bewohnt gewesen zu sein. Die Datierungsversuche an mittelalterlichen Burgenfunden standen allerdings vor 25 Jahren noch in den allerersten Anfängen.

An kleinern Grabungsberichten der eben beschriebenen Art sind ferner *K. Schibs Chronik der Ausgrabungen und Geschichte der Herren von Radegg* (Schaffhausen)⁷¹, die Berichterstattung von *W. Drack* über Beobachtungen und Funde anlässlich einer um dreißig Jahre zurückliegenden Grabung auf der *Burgruine Kaisten*⁷² im Fricktal zu nennen. *J. Grüninger* referiert über den am ehemaligen Tuggenersee im Kaltbrunner Ried (St. Gallen) erst in der Mitte des 14. Jahrhunderts auf einem Pfahlrost erbauten Wohnturm *Bibiton*⁷³, der ein Toggenburger Lehen war. Grüninger hat auch auf dem Burgfelsen von Unterwindegg⁷⁴ zwischen Schänis und Ziegelbrücke Sondie-

20 Abb.). Vgl. auch: Argovia 1935, S. 95—100. W. DRACK und O. SCHLAGINHAUFEN, *Die prähistorischen Funde vom Burgfelsen Alt-Tierstein im Fricktal* (Argovia, 1948, S. 5—37).

⁷⁰JAKOB HORAND, *Die Ausgrabung der mittelalterlichen Burgruine Bischofstein bei Sissach* (BH, Bd. 1, 1942, S. 34—108, mit 62 Abb.).

⁷¹Schaffhauser Beiträge zur vaterländischen Geschichte, 1938, S. 228—260, mit Abb., 1 isometrische Ansicht, 12 Taf.

⁷²«Vom Jura zum Schwarzwald», Blätter für Heimatkunde und Heimatschutz, 1945, Heft 3.

⁷³J. FÄH und J. GRÜNINGER, *Bibiton* (Heimatkunde vom Linthgebiet, Beilage zum St.-Galler Volksblatt, Uznach 1940, S. 17—48, mit Abb.).

⁷⁴Vgl. u. a.: J. GRÜNINGER, *Unter-Windegg* (NBV, 1957, S. 135—137, mit 2 Abb.). DERS., *Ruine Niederwindegg* (Heimatkunde vom Linthgebiet, Uznach 1954, S. 33—37, mit Abb.).

rungen vorgenommen und am ältesten Mauerwerk ausnahmsweise einmal römische Provenienz nachweisen können. Weil sie durch Vielseitigkeit, Prägnanz und aufschlußreiche Bebilderung auffallen, seien unter einer großen Zahl von Kurzberichten über Burgengrabungen der 1930er und 1940er Jahre noch zwei aus der Feder des Prähistorikers *René Wyß* hervorgehoben. Wyß hat die in ihrer ersten Bauperiode romanische Kapelle des Dynastensitzes *Grünenberg*⁷⁵ über Melchnau (Kt. Bern) untersucht und dort gemusterte Bodenplatten aus der Klostermanufaktur St. Urban gehoben. Er legte ferner die bis dahin völlig unbekannt, jedoch durch eine Flugaufnahme signalisierte Wasserburg der Kyburger Dienstmannen von *Kerren*⁷⁶ westlich Hindelbank (Kt. Bern) frei. Diese ist an der Wende des 12. zum 13. Jahrhundert errichtet, aber schon 1318 von den Bernern gebrochen worden. Im Sumpfboden hatten sich baugeschichtlich bedeutsame Reste von Rutengeflecht, Bretterböden und Balkenkonstruktionen erhalten.

Der 80 Seiten und 32 Tafeln fassende Rechenschaftsbericht über systematische Sondiergrabungen auf Burg *Heitnau* in der Ortsgemeinde Brunau (Kt. Thurgau) von *Franziska Knoll-Heitz*⁷⁷, die zuvor schon an ergiebigen Untersuchungen auf der Toggenburger Feste Starkenstein und der abtsanktgallischen Burg Clanx bei Appenzell teilgenommen hatte⁷⁸, besticht durch seine allseitige Dokumentation, durch Gründlichkeit und Vielseitigkeit der angewandten Untersuchungsmethoden. Neben guten Plänen sowie verhältnismäßig wenigen Mauer- und Fundphotographien werden alle Keramikprofile in maßstäblicher Zeichnung vorgeführt. In großer Zahl erscheinen die Zeichnungen der Schichtenprofile im Bericht; einzig die Mauerverband-Zeichnungen sind eher dürftig geraten. Die kritische Verfasserin stellt selber fest, daß es ihr nicht gelungen sei, «in das Gewirr dieser Mauern, welche zum großen Teil nicht einmal miteinander im Verband sind, verschiedene Arten von Mauertechnik und verschiedene Fundamentkoten haben, einige Ordnung zu bringen» (S. 31). Vielleicht hätten Mörtelanalysen hier weitergeholfen⁷⁹. Auf Grund der durchwegs unglasierten Keramik, nicht aber der ebenfalls genau beschriebenen Eisenfunde, läßt F. Knoll diese kleine Toggen-

⁷⁵ Ur-Schweiz, 1949, S. 42—47, mit 5 Abb.

⁷⁶ RENÉ WYSS, *Die Ausgrabung der Kerrenburg 1949* (Jahrbuch des Bernischen Historischen Museums in Bern, 1949, S. 37—41, mit 3 Abb.). DERS., *Die Moorburg der Ritter von Kerren* (Ur-Schweiz, 1950, S. 49—52, mit 3 Abb.).

⁷⁷ FRANZISKA KNOLL-HEITZ u. a., *Burg Heitnau, Bericht über die Ausgrabungen 1950—1954* (Thurgauische Beiträge zur vaterländischen Geschichte, 1956, S. 1—80, mit 10 Abb., 32 Taf.).

⁷⁸ H. EDELMANN, J. GRÜNINGER, F. KNOLL-HEITZ, *Geschichte der Bewohner und Bau-geschichte der Ruine Starkenstein* (Toggenburger Heimat-Jahrbuch, 1952, Thur Verlag E. Kalberer, Bazenhaid, S. 141 ff.). P. DIEBOLDER und F. KNOLL-HEITZ, *Aus der Geschichte der abt-st.-gallischen Burg Clanx bei Appenzell* (Appenzeller Kalender, Trogen 1951, mit Abb.). Vgl. auch: NBV, 1950, S. 144—145, mit Abb.

⁷⁹ Wie weit baugeschichtliche Zusammenhänge durch Mörtelanalysen aufgeheilt werden können, zeigt A. KNÖFFLI am Beispiel der Propsteikirche Wagenhausen (ZSAK, 1952, S. 216—218).

burger Ministerialenburg in der Zeit vom Ausgang des 12. bis in die zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts bewohnt sein, was nach unten ungefähr den Aussagen der archivalischen Quellen entspricht. Ein über Nagelfluhgrund in Moränenmaterial gesetztes Mauerfundament mit nur vorschlagsweise geklärt Baugeschichte, durch botanische Untersuchungen erhärtete Vermutung, daß Balken aus Eichenholz Weißtannen-Böden trugen, ein paar hundert unglasierte Kachel- und Gefäßscherben nebst verschiedenen Metallgegenständen, eine Datierung, die ausdrücklich nur ein Versuch genannt wird, die Feststellung des Pollenanalytikers, daß die mittelalterliche Burg Heitnau vornehmlich von Buchen- und Fichtenbeständen umgeben war und daß in der Nähe Getreidebau getrieben wurde, zudem der Nachweis von kleinrassigen Hausschweinen und Hausrindern sowie Ziegen und Schafen: Dem Uneingeweihten mag dieses Resultat eher dürftig erscheinen, wenn man es an der Unsumme menschlicher Leistung mißt, die es ermöglicht hat. Wer sich in der Siedlungsforschung einigermaßen auskennt, weiß jedoch, daß beim heutigen Stand der Burgenkunde kaum mehr hat erreicht werden können.

Es braucht noch manche zuverlässige Grabung, bei welcher die verschiedenen Möglichkeiten zur Gewinnung von scheinbar noch so belanglosen und dürftigen Einzelerkenntnissen derart ausgeschöpft und diese selbst veröffentlicht werden, damit wir in der allgemeinen Burgenkunde, besonders des ausgehenden Früh- und Hochmittelalters, entscheidend vorwärtskommen. Dann erst können wir einzelne Fragenkreise umfassend darstellen, wie das beispielsweise A. E. Jaeggli in einer kleinen Studie über *Die Trinkwasserversorgung auf mittelalterlichen Burgen* oder J. Horand anhand der Bischofsteiner Funde bezüglich der Entwicklung des Kachelofens versucht haben⁸⁰. Dann werden sich auch archäologisch wohldokumentierte Burgenbücher schreiben lassen. In zwei volkstümlich gehaltenen regionalen Burgenwerken findet der steigende Anteil von Ausgrabungen an der Erforschung unserer Burgen, wenn auch nur kurz, so doch bereits systematisch, Berücksichtigung: in R. Bosch, *Die Burgen und Schlösser des Kantons Aargau*, und besonders im dritten Teil des Berichts von G. Felder über die Bemühungen um Erhaltung und weitere Erforschung der *St.-Galler und Appenzeller Burgen*⁸¹. Auf guten Photographien präsentiert uns Felder nicht nur die Mauerverbände von Ostschweizer Burgen, sondern endlich auch die Burgenfunde, wie Waffenfragmente, Werkzeuge, Ofen- und Gebrauchskeramik sowie stilistisch interessante Architekturfragmente.

*

⁸⁰ A. E. JAEGGLI, *Die Trinkwasserversorgung auf mittelalterlichen Burgen* (SBB, Heft 4, S. 11—19, mit Abb.). Vgl. auch: EUGEN PROBST, *Von Besonderheiten in der Wasserversorgung auf Burgen* (NBV, 1937, S. 205—207, mit Abb.). J. HORAND, *Die Ausgrabung der mittelalterlichen Burgruine Bischofstein bei Sissach* (BH, Bd. 1, 1942, S. 81—88, mit Abb.).

⁸¹ REINHOLD BOSCH, *Die Burgen und Schlösser des Kantons Aargau*. Verlag der AZ-Press, Aarau 1949. GOTTLIEB FELDER, *Die Burgen der Kantone St. Gallen und Appenzell*, 3. Teil (82. Neujahrsblatt des Historischen Vereins des Kantons St. Gallen, 1942).

In all den erwähnten Grabungsberichten fällt die Behandlung der Einzelfunde auf. Diese sind zwar im ganzen sorgfältig gehoben, ihre Fundlage ist notiert worden, sie werden mehr oder weniger eingehend beschrieben und abgebildet. Eine vollständige stratigraphische, typologische und schließlich chronologische Auswertung *aller* Einzelfunde eines Fundkomplexes für das Grabungsergebnis aber sucht man vergeblich. Die Voraussetzung dafür, einschlägige schweizerische und weitgehend auch ausländische Literatur, die dem Ausgräber eine rasche Orientierung über wichtige Gruppen mittelalterlicher Kleinfunde ermöglichen würde, hat eben gefehlt und fehlt zum großen Teil auch heute noch. Von dieser Feststellung sind lediglich vereinzelte Utensilien des Reiters und einige Waffenformen auszunehmen. So lassen sich anhand umfassender typologischer Behandlung durch *R. Zschille* und *R. Forrer* Trensen, Steigbügel und Sporen relativ leicht chronologisch bestimmen; andere ausländische Vorarbeiten helfen uns bei der zeitlichen Einreihung von Pfeilspitzen und Armbrustbolzen⁸². Aus der Feder von *H. Schneider* besitzen wir neuerdings auch eine Entwicklungsgeschichte des Topfhelms⁸³. Schutz- und Trutzwaffen sowie vereinzelt auch andere auffällige Metallfunde aus Schweizer Burgen haben übrigens relativ rasch nach ihrer Auffindung den wissenschaftlichen Bearbeiter gefunden. So hat sich seinerzeit *E. A. Geßler* unter anderem der Helm- und Harnischfragmente aus der Geßlerburg bei Küßnacht (Schwyz), aus der Burg Schönenwerd und aus dem Turm Bibiton (St. Gallen) angenommen und *E. Poeschel* untersuchte das romanische Bronzebecken von Böbikon (Aargau)⁸⁴. Architekturfragmente mit ausgesprochenen Stilmerkmalen, wie sie beispielsweise auf Neu-Falkenstein, Bischofstein, Alt-Tierstein, Dübelstein, Uznaburg und Freudenberg bei Ragaz zutage gefördert wurden, ließen sich wohl ohne allzugroße Schwierigkeiten datieren, aber die Architekturhistoriker, die für eine subtile chronologische Einreihung zuständig sind, haben dieser Art von Burgenfunden noch kaum ihre Beachtung geschenkt. Wie die Werkstücke gehören auch die eher seltenen Fragmente von figuraler oder ornamentaler Wandmalerei, die z. B. auf Serravalle im Blenio, auf der Burg Belmont ob Flims (Graubünden) usw. gefunden wurden, in den Kompetenzbereich des Kunsthistorikers. Ausgesprochene Stiefkinder umfassender wis-

⁸²R. ZSCHILLE und R. FORRER, *Der Sporn in seiner Formenentwicklung*, 2 Bde., Berlin 1891 u. 1899. DIESELBEN, *Die Pferdetränke in ihrer Formenentwicklung*, Berlin 1893. DIESELBEN, *Die Steigbügel in ihrer Formenentwicklung, Charakterisierung und Datierung der Steigbügel unserer Kulturvölker*, Berlin 1896. R. PRIHODA, *Zur Typologie und Chronologie mittelalterlicher Pfeilspitzen und Armbrustbolzeneisen* (Sudeta, Zeitschrift für Vor- und Frühgeschichte, 8. Jahrgang, Heft 3, Reichenberg 1932).

⁸³HUGO SCHNEIDER, *Die beiden Topfhelme von Madeln, Die Entwicklungsgeschichte des Topfhelms* (ZSAK, 1953, S. 22—46).

⁸⁴E. A. GESSLER, *Der Topfhelm von Küßnacht und die übrigen dortigen Waffenfunde* (ASA, 1922, S. 33—40). DERS., *Die Spangenharnische von Küßnacht* (ASA, 1926, S. 26—39, 98—102). DERS., *Ein neuer Spangenharnischfund in der Schweiz* (Zeitschrift für historische Waffen- und Kostümkunde, Bd. 13, 1933, S. 107 ff.). DERS., *Der Plättchenharnisch von Bibiton* (53. Jahresbericht 1944 des Schweiz. Landesmuseums in Zürich, S. 57—62). E. POESCHEL, *Ein romanisches Bronzebecken aus der Burg Böbikon* (ZSAK, 1951, S. 24—27).

senschaftlicher Klassierung blieben bis dahin all die kleinen Dinge, wie Schnallen, Werkzeuge, Schlüssel, Zierstücke von Gürteln und Pferdegeschirren, Beschläge, Messer usf. In beinahe stereotyper Weise wiederholt sich noch in den Kurzberichten über Burgenausgrabungen der 1930er und 1940er Jahre die Mitteilung, daß «außer unbedeutenden Scherben, Knochen und ein paar Eisenteilen rein nichts von Bedeutung zum Vorschein gekommen»⁸⁵ sei. Das hat *H. Schneider* zur Feststellung veranlaßt: «Die Schlüsse, welche bei sorgfältiger Sichtung des Materials hätten getroffen werden können, liegen in den meisten Fällen heute nicht vor. So vernachlässigte man fast regelmäßig die Kleinfunde in Keramik und Eisen, oder man konnte sie, wenn sie beachtet wurden, noch nicht genügend ausnützen und ließ sie als wenig wertvoll auf der Seite»⁸⁶.

Auch *R. Bosch* hat auf die Dringlichkeit der Untersuchung und Klassierung der mittelalterlichen Keramik hingewiesen⁸⁷. Dieses wichtigste «Leitfossil» bei der archäologischen Erforschung mittelalterlicher Siedlungsstellen läßt sich in zwei Hauptgruppen gliedern, in die Ofen- und die Gebrauchskeramik. Während die unglasierten Becherkacheln und die Napf- und Pilzkacheln, an denen bei uns um 1330 erstmals Glasuren erscheinen, lange Zeit kaum beachtet wurden, haben die z. T. künstlerisch hochwertigen Medaillon-, Blatt- und Nischenkacheln mit ihren figuralen und ornamentalen Reliefs spätgotischer Prägung das Interesse von Ausgräbern und Keramikspezialisten viel früher zu wecken vermocht. *Hans Lehmann* hat vor bald fünfzig Jahren einen reich bebilderten summarischen Überblick über die verschiedenen Typen von mittelalterlichen Ofenkacheln vorgelegt, und *Karl Frei-Kundert* begann mit der Veröffentlichung geschlossener Fundbestände und versuchte Werkstatteinheiten des 15. Jahrhunderts zu erfassen⁸⁸. Groß angelegte typologische und präzise chronologische Reihen sind bisher von niemandem erarbeitet worden.

Die letzten zwanzig Jahre erst brachten bei uns Veröffentlichungen über die viel anspruchslosere Gebrauchskeramik an unglasierten und glasierten Becken, Schüsseln, Schalen, Töpfen, Grapen, Tassen, Krügen, Deckeln und

⁸⁵ NBV, 1935, S. 117 unten (betr. Serravalle). Vgl. u. a. NBV, 1942, S. 130 (betr. Belmont); 1950, S. 144 (betr. Clanx).

⁸⁶ H. SCHNEIDER, *Die Eisenfunde aus der Burg Hünenberg* (ZN, 1950, S. 55—60, mit 2 Taf.).

⁸⁷ R. BOSCH, *Mittelalterliche Keramikfunde aus Burgen* (NBV, 1953, S. 13—14).

⁸⁸ HANS LEHMANN, *Herd und Ofen* (Die Schweizerische Baukunst, Offizielles Organ des Bundes Schweizerischer Architekten 1911, S. 145—160, mit Abb.). KARL FREI, *Gotische Kacheln aus der Ruine Schenkön bei Sursee* (Aus Geschichte und Kunst, 32 Aufsätze Robert Durrer zur Vollendung seines 60. Lebensjahres dargeboten, Stans 1928, S. 194—200 u. Taf. IV). DERS., *Zur Geschichte der aargauischen Keramik des 15.—19. Jahrhunderts* (ASA, 1931, S. 73—202). Weniger ihrer Text- als ihrer Bilderteile wegen sei auf einige ausländische Veröffentlichungen hingewiesen: S. AMBROSIANI, *Zur Typologie der ältern Kacheln*, Stockholm 1910. K. STRAUSS, *Kacheln und Öfen der Mark Brandenburg, Ein Beitrag zur Geschichte des Kachelofens in Deutschland* (Studien zur Deutschen Kunstgeschichte, Heft 239), Straßburg 1926. H. NAGEL, *Kachelöfen des 15. bis 17. Jahrhunderts* (Wohnkunst und Hausrat einst und jetzt, hg. v. H. Kreisel, Bd. 8), Darmstadt o. J.

Lampen, die im Mittelalter ja nur ausnahmsweise und auch dann nur sehr einfach ornamentiert worden sind. Es fällt auf, daß offenbar das reich bilderte Werk von *Eugen Schirmer* über *Die deutsche Irdeware des 11.—15. Jahrhunderts im engern Mitteldeutschland*⁸⁹ in der Schweiz noch wenig bekannt ist. *W. U. Guyan* publizierte bisher zwei Keramikbestände aus bäuerlichen Siedlungen des Kantons Schaffhausen, die er vornehmlich auf Grund deutscher Veröffentlichungen ins ausgehende Früh- und ins beginnende Hochmittelalter datieren kann⁹⁰. *Karl Heid* bearbeitete eine ganze Anzahl von hoch- und spätmittelalterlichen Fundgruppen aus Burgen. Durch die Ergebnisse der Zürcher Lindenhofgrabung sah sich auch *Emil Vogt*⁹¹ veranlaßt, den verschiedensten mittelalterlichen Geräten seine Aufmerksamkeit zu widmen. In seinem 1948 erschienenen Grabungsbericht gibt er vorerst einen kurzen Überblick über einige unveröffentlichte und die zumeist von Heid publizierten Keramikbestände. Es ist eine Würdigung von Heids bahnbrechender Arbeit und eine Kritik zugleich an Heids Schlußfolgerungen. Vor allem mit der anschließend behandelten Lindenhof-Keramik, die mit dem 12. Jahrhundert einsetzt, in ihrer Hauptmasse aber dem 13.—15. Jahrhundert zugehört, hat Vogt ein tragbares Fundament für eine detaillierte und umfassende Aufarbeitung unserer Burgenkeramik geschaffen. Er steckt zukünftiger Forschung den Weg ab und weist nachdrücklich auf die Wichtigkeit der wissenschaftlichen Betrachtung mittelalterlicher Kleinfunde hin. Geben wir ihm selbst das Wort: «Ein Kapitel über mittelalterliche Keramik zu schreiben, ist heute nicht einfach. Große Überblicke existieren nicht einmal über die oft mit außerordentlich reizvollen Darstellungen geschmückten Ofenkacheln... Ansätze sind vorhanden, aber sie gehen bei weitem nicht so weit, daß etwa der Ausgräber mit Leichtigkeit sich über einen Fund orientieren könnte... Daß heute noch mittelalterliche Keramik viel schlechter bekannt ist als römische zeugt vom geringen Entwicklungsstand systematischer mittelalterlicher Ausgrabungstätigkeit. Denn es ist nicht denkbar, daß etwa eine Burg die letzte historische Möglichkeit hergibt, wenn bei ihrer Ausgrabung nicht schon das wichtigste Hilfsmittel der Datierung durch Keramik weitgehend Verwendung finden kann. Es wäre endlich an der Zeit, daß das unbeachtet in Museen und Sammlungen liegende Material gesichtet und in der Art verarbeitet würde, wie es mit der römischen Keramik längst und mit bestem Erfolg geschieht» (S. 208).

Vogt hat auch auf die für eine gedeihliche Burgenforschung notwendige Aufarbeitung der außerkeramischen Einzelfunde aufmerksam gemacht. Wir müssen doch endlich in die Lage versetzt werden, die Burgen

⁸⁹Irmin, Vorgeschichtliches Jahrbuch des Germanischen Museums Jena. Eugen Diederichs Verlag, Jena 1939. 154 S., 30 Taf., mit 479 Abb. u. 5 Karten.

⁹⁰WALTER ULRICH GUYAN, *Die frühmittelalterliche Siedlung von Osterfingen* (ZSAK, 1950, besonders S. 203—206 u. Abb. 5). DERS., *Hinweis auf das frühmittelalterliche Gächingen* (ZSAK, 1954, S. 1—6, mit Abb.).

⁹¹EMIL VOGT, *Der Lindenhof in Zürich, Zwölf Jahrhunderte Stadtgeschichte auf Grund der Ausgrabungen 1937/38*, Zürich 1948, S. 205—225, mit Abb., Taf. 37—44.

als archäologische Denkmäler ersten Ranges in ihrem historischen Aussagewert voll auszubeuten. Mit den besondern Möglichkeiten und Erfahrungen des Museumsfachmannes ist hier seit ungefähr zehn Jahren *Hugo Schneider* in die Lücke getreten. In systematischer und beharrlicher Kleinarbeit hat er vorerst alte Museumsbestände von Burgenfunden gesichtet, aufgearbeitet und z. T. publiziert, um schließlich selber zum Spaten zu greifen. Als einen ersten Baustein für weitergreifende Arbeiten möchte Schneider seine Bearbeitung eines geschlossenen Fundbestandes aus dem 13. Jahrhundert gewertet wissen, der anlässlich einer 1900 unternommenen Grabung auf der *Lägernburg* zusammengetragen wurde. Während K. Heid die Keramik beschreibt und dabei auch allgemein auf die Bodenmarken an Becherkacheln und Töpfen und ihre mutmaßliche Bedeutung eingeht, hat Schneider dort u. a. den Pfeil- und Bolzeneisen, den Messern, Schlüsseln, Armbrustfragmenten, der Entwicklungsgeschichte der Schnallen und den beiden Haupttypen der chronologisch nicht zu fassenden Hufeisen kritische Betrachtungen gewidmet⁹². Aus Schneiders Ausgrabungsberichten, in denen die Funderschließung auf immer breiterer Grundlage fortgeführt wird, seien hier einige wichtige Termini für die Datierung vorweggenommen: Neben dem ältern Stachelsporn ist, entgegen bisheriger Annahme, der Radsporn bereits in der Mitte des 13. Jahrhunderts voll entwickelt. Im gleichen Zeitpunkt trat bei uns die Armbrust neben den älteren Flitzbögen; die Entwicklung vom Eisenhemd zum Plattenharnisch jedoch setzte erst um 1300 ein. Schneider widmet sich in seinen Grabungsberichten auch dem Studium der Keramik; die bevorstehende Verarbeitung des Keramikmaterials von Alt-Regensburg wird Schneider Gelegenheit geben, frühere Untersuchungen von Heid und Vogt nicht nur bis 1300, sondern bis weit ins 15. Jahrhundert hinein zu erweitern.

Von Schneider und Heid gemeinsam ist auch das Fundinventar aus der Zuger Ruine *Hünenberg*⁹³, das sich über das 13., 14. und die erste Hälfte des 15. Jahrhunderts erstreckt, unter die Lupe genommen worden. Schneider schenkte insbesondere den Waffenüberresten, den Halbarteneisen, Schwertklingen, vielen Pfeil- und Bolzenspitzen, den Harnischfragmenten, den Steinkugeln von Bliden und andern Geschützen, ferner Steigbügeln, Sporen, verschiedenen Bein- und anderen Objekten seine Aufmerksamkeit und suchte sie chronologisch und typologisch einzuordnen. Auf Grund seiner Untersuchungen kommt er zum Schluß, daß die Burg Hünenberg nicht, wie man meinte, im Sempacherkrieg zerstört, sondern noch weit bis ins 15. Jahrhundert hinein bewohnt wurde. An einem kleinen Beispiel ist damit die Wichtigkeit der Fundauswertung für die Geschichtsschreibung dargetan.

⁹²HUGO SCHNEIDER und KARL HEID, *Das Fundmaterial aus der Burgruine Lägern* (ZSAK, 1946, S. 29—46, mit Abb., Taf. 11—12).

⁹³KARL HEID, *Die Keramik der Burg Hünenberg* (ZN, 1948, S. 60—64, mit Abb., 1 Taf.). HUGO SCHNEIDER, *Die Eisenfunde aus der Burg Hünenberg* (ZN, 1950, S. 55—60, 2 Taf.). Vgl.: EMIL VILLIGER, *Bericht über die Ausgrabung der Burgruine Hünenberg* (ZN, 1947, S. 68—69). DERS., *Die Burg Hünenberg*, o. J., 11 S., mit Abb. u. Plänen, 2 Taf.

Von guten und schlechten Methoden und Erfahrungen jener Ausgräber der 1930er und 1940er Jahre ausgehend, hat *Hugo Schneider* die Schweizer Burgenforschung in den letzten Jahren durch eigene Untersuchung von vier nach wissenschaftlichen Gesichtspunkten ausgewählten Zürcher Ruinen um ein gut Stück vorwärts zu bringen vermocht, rang er doch seinem archäologischen Material neue Erkenntnisse spezieller und allgemeiner Art ab. Dies soll anhand von Schneiders Grabungsberichten über die verkehrsfertige Freiherrenfeste *Sellenbüren* auf einem Seitengrat des Uetlibergs, 180 Meter über der Reppisch (untersucht 1950/51), die Burg *Multberg*, die, den Herren von Wart gehörend, den Tößlauf bei Pfungen um rund 150 Meter überragt (untersucht 1953), die Eschenbacher Anlage *Schnabelburg*, die den Albigrat ob dem einstigen Verkehrsweg über die Schnabellücke krönte (ausgegraben 1955), und über den Dynastensitz *Alt-Regensberg* auf einem kleinen Moränenhügel nahe dem Katzensee nordwestlich von Zürich (ausgegraben 1954/57) gezeigt werden⁹⁴. Während *Alt-Regensberg* nach Ausweis der Funde erst in der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts verlassen und demzufolge vielfach umgebaut worden war — Schneider kommt in seiner vorläufigen Berichterstattung auf ein halbes Dutzend wesentlicher Bauperioden —, fielen *Schnabelburg* und *Multberg* nach vorheriger Räumung dem habsburgischen Blutrachefeldzug von 1309 endgültig zum Opfer, und *Sellenbüren* muß schon im 12. Jahrhundert aufgegeben worden sein. Auf den beiden letztgenannten Baustellen hatten sich, was erst diese Grabungen zutage brachten, schon in der Spätbronzezeit Menschen festgesetzt. Für die mittelalterliche Adelsgeschichte der Schweiz ist es bedeutsam, daß der Archäologe die erste Bauzeit für *Sellenbüren* und *Regensberg* ins 11., für die kurzlebigen Sitze der Herren von Wart und Eschenbach in die Mitte und gegen das Ende des 13. Jahrhunderts zu datieren vermag.

Nicht minder wichtig erscheint es, daß die Grabungsergebnisse von *Sellenbüren*, *Alt-Regensberg* und *Multberg* zur Revision des herkömmlichen, schematischen Bildes von einer hochmittelalterlichen Burg Anlaß geben. Während die erste Anlage der Hügelburg *Regensberg* vermutlich nur durch eine Palisadenreihe gesichert war, zeigt schon das Terrainbild von *Multberg* je einen östlichen und westlichen Halsgraben, die vielleicht sogar prähistorischen Ursprungs sind: *Multberg* gehört also in die Reihe der Abschnittsburgen. Das äußerste erfaßbare talseitige Verteidigungswerk von *Sellenbüren* war ein in den Sandstein eingetiefter Graben von 1,1 Meter Sohlenweite und Wallanhäufung auf der Außenseite. Nur die künstlich eingeebnete

⁹⁴HUGO SCHNEIDER, *Sellenbüren, Ein Beitrag zur Burgenkunde des Hochmittelalters in der Schweiz* (ZSAK, 1953, S. 68—82, mit Abb., Taf. 21—26). DERS., *Multberg, Ein weiterer Beitrag zur Burgenkunde des Hochmittelalters in der Schweiz* (ZSAK, 1954, S. 65—81, mit Abb., Taf. 19—22). DERS., *Die Schnabelburg, Ein Beitrag zur schweizerischen Burgenkunde* (Blätter der Vereinigung Pro Sihltal, Nr. 7, März 1957, S. 2—12, mit Abb., 4 Taf.). Betr. *Alt-Regensberg* vgl. vorläufig: Jahresbericht des Schweizerischen Landesmuseums in Zürich 1954—1955, S. 24 u. Abb. 14; 1956, S. 18. NBV, 1956, S. 107. ZSAK, 1957, S. 195—196. NZZ, 20. Sept. 1957, Nr. 2667; 20. März 1958, Nr. 805.

Hochfläche auf dem Multberg umschloß wenigstens auf drei Seiten eine stellenweise 3,5 Meter mächtige Ringmauer; im Süden hat eine solche auf 22,5 Meter Länge nie bestanden, möglich, daß sich dort einst eine Palisaden-sicherung befand. Auf allen drei Burgplätzen — wobei vorläufig nur von der älteren Anlage auf Alt-Regensberg die Rede sei — fehlt der Bergfried, in dem man gemeinhin den ursprünglichen Kern jeder Feudalburg zu sehen wähnt; was hätte er auf der künstlich abgeplatteten höchsten Kuppe in-mitten der Befestigungsanlage Sellenbüren überhaupt genützt? Ein wenig-stens im Fundament auf Mauern gegründeter Bau, der aber niemals ein Turm, sondern ein Herrenhaus gewesen ist, ließ sich lediglich auf dem berg-seitigen Ostplateau des «Ofengüpf» ob Sellenbüren feststellen. Pfostenlöcher, Balkengruben, Feuerstellen, Speise- und Gefäßresten sowie deutliche Spuren von Hüttenböden — die ja nur eine methodisch einwandfreie Schnitt- und Flächengrabung überhaupt erfassen kann — sind zweifelsfreie Belege dafür, daß auf dem Westplateau von Sellenbüren, hinter dem Palisadenring von Alt-Regensberg und dem Bering auf dem Multberg lediglich niedere Holz-bauten, im letztern Fall mit Ofenheizung, errichtet waren. Auf Regensberg und Multberg muß nicht nur das Gesinde, sondern auch die Herrenfamilie in reinen Holzbauten gehaust haben. Das Wasser innerhalb der Verteidi-gungsanlage ist im Fall einer Belagerung für jede Burg von vitalem Interesse: Auf dem Multberg fand sich kein Wassersammler, auf Sellenbüren bestand nahe den Gesinde- und Ökonomiebauten eine Zisterne, auf Alt-Regensberg ließen sich deren zwei freilegen, doch wird über ihre Datierung erst der ab-schließende Bericht Schneiders Auskunft geben.

Auch auf der Schnabelburg fehlt auffallenderweise jede Spur von einer Zisterne. Im übrigen entspricht diese Feste mit ihrem Bergfried, ihren Holzhütten und heizbaren Steinhäusern, mit ihrem Burgtor in der nur auf kurze Strecke von einer Palisadenwehr unterbrochenen Ringmauer der landläufigen Vorstellung von einer hochmittelalterlichen Burg. Das gilt offenbar auch für die sekundäre Anlage Alt-Regensberg, deren Turm zum Schutz vor Untergrabung einst nicht nur im 4,5 Meter tiefen Fundament, sondern dazu noch volle 4,5 Meter über dem Boden in Bollenstein völlig massiv, also ohne Hohlraum innerhalb des Mauervierecks, aufgeführt wurde.

Schneider ist nicht der erste Ausgräber auf der Schnabelburg gewesen, doch weicht sein genauer Plan der nun völlig freigelegten Anlage in wesent-lichen Punkten von den Grundrissen und Beschreibungen ab, die sich frü-here Forscher z. T. anhand eines Burgenbildes von 1437 auf einem Kirchen-fenster im Kloster Kappel zurechtgelegt hatten. Die Unzulänglichkeit der einstigen Grabungen und Rekonstruktionsversuche durch Veröffentlichung von Grundrißzeichnungen aus den Jahren 1899, 1914 und 1955 augenfällig zu demonstrieren, ist mit ein Resultat von Schneiders jüngsten Unter-suchungen. Daß die Phantasie bei Burgenrekonstruktionen nicht selten über die Gewissenhaftigkeit siegte und die Klage über unseriöse Forschung, die in Schneiders Publikationen mehrfach anklingt, ihre Berechtigung hat,

könnte der Rezensent z. B. auch an älterm und neuerm Plan- und Bildermaterial über die Burg Dübelstein ob Dübendorf anschaulich belegen.

*

Einst dienten die zerfallenden Adelssitze als billige Steinbrüche, dann wurden sie ein beliebtes Objekt von «Schatzgräbern». Spätestens nach der Mitte des 19. Jahrhunderts gerieten sie in den Interessenkreis der Heimatforscher und Historiker, und ohne archäologische Kenntnisse haben sie diese von irgendwelchen Freiwilligen oder Erdarbeitern ausgraben lassen. Ungefähr seit der Jahrhundertwende interessierte sich auch der eine oder andere Architekt für die Burgen und begann auf Grund seiner Berufskennntnisse mit Bauaufnahmen und Untersuchungen am aufgehenden Mauerwerk. Dieses wurde gesichert und nicht selten so restauriert, wie man es unter dem Einfluß der Romantik gelernt hatte. Bei den Kunstgelehrten waren es mehr nur Einzelgänger, die sich der Wehrarchitektur annahmen. Mit dem in den jüngsten Jahrzehnten erfolgten Aufmerken des Prähistorikers und Museumsfachmannes auf die Burgengrabungen und mit dem Beiziehen auch des Naturwissenschaftlers zur Lösung von Spezialfragen ist an Einzelbeispielen nun der Weg zu einer die vielgestaltigen Möglichkeiten unserer Tage nützenden allgemeinen Burgenforschung gezeigt.

Will die Burgenforschung aus ihren archivalischen und archäologischen Quellen das Letzte an Erkenntnissen herausholen und nicht weiterhin ganze Quellengruppen unausgewertet vernachlässigen und vernichten, dann darf sie nicht mehr im Einmannsystem, sondern nur noch im Teamwork zwischen Historiker, Kunsthistoriker, Feldarchäologen, Museumskonservator, Bau fachmann, Naturwissenschaftler usw. arbeiten. Es muß auch selbstverständlich werden, daß eine größere Grabung nicht ohne genügende finanzielle Mittel und ohne technische Spezialisten, wie Geometer, Zeichner, Photograph, in Angriff genommen wird. Es geht also für die Zukunft weniger um die oft betonte Alternative Laienforscher oder Fachmann, denn auch der sogenannte Fachmann bleibt notgedrungen in mehr als einer der obgenannten Forschungssparten Laie, sondern um die Einsicht, daß bei der Untersuchung unserer Burgen die Gemeinschaftsarbeit allein zum bestmöglichen Resultat führen wird. Nicht nur wie bisher die Freunde und die bedeutenden finanziellen Mittel, sondern auch die Spezialisten zur Erforschung und Sicherung unserer Burgen zu gewinnen, die Auswahl der zu erforschenden Objekte nach wissenschaftlichen Gesichtspunkten zu planen, detaillierte Burgenbibliographien und Burgenkartotheken mit vollständigen Angaben über eventuelle Ausgrabungsakten, Pläne und Photographien anzulegen, die Kartierung von Baudenkmalern und Funden in die Wege zu leiten und Publikationsmöglichkeiten zu schaffen, das sind verheißungsvolle Zukunftsaufgaben jeder lokalen, nationalen und internationalen Vereinigung zur Erhaltung und Erforschung mittelalterlicher Wehrbauten.

Dieser Weg ist seit einigen Jahren auch in der Schweiz erkannt worden; das zeigt die hier rezensierte Literatur, zeigen im besonderen zahlreiche Äußerungen des neuen Präsidenten des Schweizer Burgenvereins, *Hugo Schneider*. In einem programmatischen Artikel über *Burgenforschung in der Schweiz*⁹⁵ kritisiert er nicht nur die dilettantische Forschung, sondern weist vor allem auf diese neuen Aufgaben hin. Schneider hat überdies in den Nachrichten des Schweizerischen Burgenvereins die Methode, die bei Ausgrabungen angewendet werden muß, wieder einmal und für jedermann verständlich umrissen⁹⁶, indem er in besondern Kapiteln die Vorbedingungen für das Ausgraben einer Ruine erörtert und dann von den Sondierschnitten, von der Flächengrabung und schließlich von der Behandlung der Kleinfunde spricht. Ob all dieser Kärnerarbeit des Ausgrabens von Ruinen, des Aufzeichnens von Schichtenprofilen und Grundrissen, der Bestimmung tierischer Reste und der Klassierung von Kleinfunden darf aber der Burgenarchäologe das höhere Ziel, dem seine Detailforschung dient, nicht aus dem Auge verlieren. Das ist eine reichere und tiefere Kenntnis der Ganzheit mittelalterlichen Kulturschaffens. In dessen Mitte steht neben Kirche, Kloster und Stadt die Burg mit ritterlichem Leben in ihr und um sie. Das Idealbild einer solchen Burg leuchtet auf im Wort des höfischen Dichters *Wirnt von Gravenberc* (um 1220):

«Dô nam der rîter umb sich war
wie daz lant waere getân;
dô sach er Glois vor im stân.
daz was ein schoene kastel
hôch, wît und sinwel (rund),
gemûrt mit grôzem vlîze wol.
von marmel swarz als ein kol
wâren gepfilaert dâ vor
in die burc zwei wîtiu tor;
daz ander teil der mûre was
rôt, grüene als ein gras,
von marmelsteine gezieret,
mit golde geparrieret (durchwirkt),
gelûtert als ein agstein (Edelstein).
swâ der mâne dar an schein,
dâ glaste si als ein spiegelglas⁹⁷.»

⁹⁵NBV, 1954, S. 55—58.

⁹⁶HUGO SCHNEIDER, *Die Seite der Denkmalpflege* (NBV, 1956, S. 106—107, 110—111, 117 u. 119. Vgl. auch H. ERB, *Ur- und Frühgeschichte* (in P. Kläui, *Ortsgeschichte, Eine Einführung*, 2. Aufl., Zürich 1956, besonders S. 29—30 (mit Literaturangaben).

⁹⁷WIRNT VON GRAVENBERG, *Wigolais der Ritter mit dem Rade*, hg. von J. M. N. KAPTEYN (Rheinische Beiträge und Hilfsbücher zur germanischen Philologie, Bd. 9), Bonn 1926, S. 297, V. 7057—7072. Den Hinweis verdanke ich meinem Kollegen, PD. Dr. Kurt Ruh.